



Berlin, den 5. Juni 1899.

### Kellnerlehrlinge.\*)

Vor Jahren hatte ich unterwegs mal einen alten Freund getroffen und saß mit ihm im Gastzimmer des Hotels bis nach Mitternacht zusammen. Wir waren die Vorletzten, die das Lokal verließen; zurück blieb noch eine Stutzgesellschaft vom Ort. Beim Hinausgehen fiel mir der verschlafene Kellnerjunge in seiner dunklen Ecke auf. Ich sagte mir: Daß im Gasthause, namentlich wenn spät abends noch Züge ankommen, die Fremden einige Leute wach erhalten, Das läßt sich wohl nicht vermeiden. Ehedem reiste ja kein vernünftiger Mensch nachts; aber heute haben nun einmal der Dampf, das höchst vollkommene künstliche Licht und die dumme Einbildung, daß wir in den zwölf Tagesstunden mit unserer Arbeit nicht fertig würden, auch für diese meist überflüssige Berrichtung die Nacht zum Tage gemacht. Dagegen ist es doch ein reiner Skandal, wenn Leute vom Ort mit ihrem Stutzspiel oder ihrer politischen Kannegießerei oder ihren faulen Widen einem jungen Menschen den notwendigen Schlaf entziehen. Sie sollen Das in ihrer Wohnung abmachen, und wollen sie dazu trinken, so mögen sie sich ein paar Flaschen Bier holen lassen und sich selbst damit bedienen; auch ihre eignen Diensthoten um eines so lumpigen Zweckes willen auf den Beinen zu erhalten, würde ungerechtfertigt sein. Seitdem habe ich, auf Reisen und zu Hause,

\*) Dieser Aufsatz war schon geschrieben, als die Nr. 29 der „Sozialen Prozis“ herauskam mit dem Artikel: „Die Reichserhebung über die Lage der Kellner und Kellnerinnen in Deutschland.“ Da darin das Lehrlingswesen so gut wie gar nicht berücksichtigt wird, so werden die Maßgebenden gut thun, die hier folgenden Betrachtungen über diesen Zweig der Kellnerei zur Ergänzung heranzuziehen.

das Kellnerleben beobachtet; ich habe mich gefragt: wann essen diese Leute, wann schlafen sie, wann erholen sie sich? Ich habe die Zustände sehr verschieden gefunden. In besseren Hotels, deren Gaststube keine Kneipe ist — oder vielmehr: die keine Gaststube, sondern nur Speisesaal und Frühstückszimmer haben —, genießen die Leute zwischen den Hauptmahlzeiten längere Ruhepausen; sie sind zwar stets gebunden, aber eigentlich nicht angestrengt und die Nachtruhe dauert gewöhnlich von elf bis sieben Uhr, ist also ausreichend. Sie nehmen auch vor der Table d'hôte ihr gemeinsames Mittagmahl in Ruhe ein. An frequenten Vergnügungsorten, zu denen manche Berggasthäuser gehören, geht in der Saison der Rummel Tag und Nacht mit einer ganz kurzen Unterbrechung nach Mitternacht ohne sonstige Pause fort; doch arbeiten in solchen Häusern nur erwachsene Kellner, die sich dann im Winter ein ruhiges Plätzchen aussuchen, auch wohl mit dem Ersparten ein Ferienvergnügen bereiten. Sehr verschieden sind die Verhältnisse in den Bahnhofrestaurationen; manche großstädtische erfordern einen so anstrengenden Dienst, daß es die Kellner trotz guter Einnahme nicht lange darin aushalten; unter den Wirthsen der mittleren Bahnhöfe kenne ich einen sehr humanen, der abends um elf Uhr seine jungen Leute ins Bett schiebt und den unbedeutenden Nachtdienst selbst versteht. In schlecht gehenden Restaurationen ist die Kellnerarbeit natürlich nur ein geschäftiger Müßiggang. Den Kellnern, die ja fast immer auf Trinkgeld angewiesen sind, ist damit jedoch nicht gedient und die sogenannten „Behrlinge“, so weit es da solche giebt, verlottern bei dieser Art „Arbeit“.

Dieser Gefahr sind sie nun allerdings in gut gehenden Restaurationen nicht ausgesetzt. In einem mit Festsaal verbundenen Café-Restaurant habe ich folgende unverbrüchliche Tages- und Jahresordnung kennen gelernt. Die „Behrlinge“ stehen um sieben Uhr auf, werden zwei bis drei Stunden mit Putzen und Aufräumen beschäftigt und bekommen dann ihren Frühstückskaffee, — die einzige Mahlzeit, die sie gemeinsam und einigermaßen in Ruhe einnehmen; inzwischen treffen die ersten Gäste ein und nun geht die Bedienung ununterbrochen fort bis Mitternacht, manchmal bis zwei, drei, vier Uhr morgens. Das Mittag- und Abendessen nehmen sie abwechselnd ein und müssen es rasch hinunterschlingen, werden dabei auch öfter abgerufen, so daß es ihnen kalt wird. Der älteste wird manchmal noch nach Schluß der Restauration im Saal bei Vällen beschäftigt; ist er erst um sieben Uhr zu Bett gekommen, so läßt man ihn bis elf Uhr schlafen. Manchmal machen die Jungen im Sommer morgens von fünf bis sieben Uhr einen Spaziergang. Einmal im Vierteljahr gehen sie, ebenfalls vor sieben Uhr (die Gegend ist katholisch), in die Kirche. Einmal im Vierteljahr dürfen sie auf einen Tag, die auswärtigen im letzten Jahr auf zwei Tage, die Eltern besuchen. Jungen von auswärts bekommen außer dem Wege zur Post und der Chaussee, die traditionell für

den Sommermorgenspaziergang benützt wird, von der Stadt und ihrer Umgegend nichts zu sehen und gehen nach drei oder vier Jahren so fremd fort, wie sie angekommen sind. Und ein solches Leben, ohne Sonn- und Feiertag, ohne Ruhe und Rast, ohne wirkliche Erholung, ohne ausreichenden Schlaf, ohne gefelliges Mahl führen vierzehn- bis achtzehnjährige Knaben im unmittelbaren Dienst von Menschen, die sich vergnügen und erholen und von denen Manche überhaupt nichts Anderes thun, als sich vergnügen!

Das aber ist noch nicht das Schlimmste. Eines Tages fiel mir ein: welcher geistigen Verödung muß ein junger Mensch verfallen, der nicht nur keinen Fortbildungsunterricht genießt, sondern auch nicht einmal ein Stündchen zum Lesen frei hat, ja, nicht einmal — etwa beim Familienmahl, wie es Kaufmannslehrlingen und den Lehrlingen anständiger Handwerker geboten wird — an einer vernünftigen Unterhaltung theilnehmen kann? Das Experiment hat meine Befürchtungen übertroffen. Ich erbot mich, einem solchen „Lehrling“ wöchentlich zwei Stunden zu geben. Der Prinzipal gestattete es freundlich und bereitwillig, aber da der Junge nicht eher gehen durfte, als bis er sein Arbeitspensum erledigt hatte, und zum Fröhshoppen wieder zurück sein mußte, so schrumpften die zwei Stunden zu anderthalb, oft zu einer, ja, zu einer halben Stunde zusammen; und oft genug, wenn an dem Tage oder am Tage vorher was Besonderes los war, fiel unser Bißchen Unterricht ganz aus. Bei diesem Unterricht sah ich nun mein blaues Wunder. Der Junge — siebenzehn Jahre alt! — wußte weder den Namen unserer Regierungshauptstadt noch den unserer Provinzialhauptstadt, eben so wenig den der Reichshauptstadt. Von Ländergrößen und Einwohnerzahlen hatte er nicht die Idee einer Ahnung eines Begriffes. Als ich nach den deutschen Königreichen fragte, nannte er zunächst Pommern. Die Markgrafen der Siegesallee im berliner Thiergarten kenne ich ja selbst nicht, aber vom Alten Friesen, Friedrich Wilhelm dem Dritten, von der Königin Luise weiß vielleicht sogar mancher Franzosenjüngling Etwas zu erzählen; mein Franz wußte von ihnen so wenig wie ich von den Herrschern der Tsün-Dynastie. A propos Dynastie: auch den Familiennamen Hohenzollern kannte er nicht. Er wußte nicht, was auf der Landkarte Norden, Süden, Osten und Westen ist, und ohne meine Dazwischenkunft würde er, wenn er nach beendigter „Lehr“-Zeit anderswo eine Stelle bekommen hätte, nicht im Stande gewesen sein, sich den Weg auf der Landkarte zusammenzusuchen. Er wußte natürlich auch nichts von der Entstehung des preussischen Staates und des Deutschen Reiches, noch weit weniger von den Staatseinrichtungen, an deren Ausbau und Reform er nach wenigen Jahren als wahlberechtigter Staats- und Reichsbürger mitzuwirken berufen sein wird, er wußte nichts davon, daß es im preussischen Staat und im Reich Polen, Dänen und Franzosen oder Französlinge giebt,

die zu bekämpfen Pflicht jedes Patrioten ist; nach den Sozialdemokraten habe ich nicht erst gefragt. Und was ein Patriot ist, weiß er heute noch nicht, weil ich, wie mir jetzt eben einfällt, vergessen habe, es ihm zu erklären. Und — was für einen Kellner weit wichtiger ist als die ganze Weltgeschichte sammt Staatsverfassung und Patriotismus —: er wußte nicht, daß jenseits der nahen Grenze die Zechen in Francs und Centimes bezahlt wird. Kurz, außer Dem, was zum Kellnerdienst in seiner augenblicklichen Stellung gehörte, wußte er nichts.

Wer Das liest, wird vielleicht glauben, es handle sich um einen Ausnahmefall: um einen polizeiwidrig dummen Menschen oder um Einen, der gar keine Schule besucht hat, oder um einen Polaken, der seinen deutschen Lehrer nicht verstanden hat. Nichts von Alledem. Der Junge ist ein Deutscher. Er ist nicht begabt — die meisten der Jungen, die man aufs Gymnasium schickt, sind es, nebenbei bemerkt, eben so wenig —, aber er hat normalen Menschenverstand und ein mittelmäßiges Gedächtniß und ist nachträglich im Stande gewesen, sich die Anfangsgründe des Französischen anzueignen. Er hat zuerst eine Volksschule gewöhnlicher Art, dann allerdings ein paar Jahre lang eine ungewöhnlich schlechte Dorfschule besucht, zuletzt aber eine höhere Bürgerschule, die ihm ein ganz gutes Zeugniß mitgegeben hat. Als er nach beendigter „Lehr“-Zeit einige Wochen Privatunterricht genossen hatte, tauchten die im Kellnerdienst unter die Schwelle des Bewußtseins hinabgedrückten Erinnerungsbilder aus der Schulzeit wieder empor und es zeigte sich, daß einige Bruchstücke einer Grundlage vorhanden waren, auf der, wenn Zeit zur Verfügung gestanden hätte, wohl weitergebaut werden konnte.

Ich gehöre nun keineswegs zu den Bildungsfanatikern, huldige vielmehr der erzeaktionären Ansicht, daß es nichts taugt, wenn ein Mensch mehr weiß, als er für seinen Beruf braucht. In einem unter hundert Fällen benutzt der Arme, der Niedrige, der Sklave das über seinen Stand hinausreichende Wissen, um sich entweder in eine höhere Lebensstellung emporzuarbeiten oder sich einen inwendigen Lustgarten anzulegen, wohin er sich von Zeit zu Zeit zurückzieht, um sich von seinen Mühen zu erholen und in geistigen Genüssen für leibliche Entbehrungen Entschädigung zu finden; aber in den übrigen neunundneunzig Fällen macht der Blick über die Kerkermauern hinaus nur unglücklich. Und die Jungen, von denen ich rede, fühlen sich nicht unglücklich, so lange in die Mauer ihrer Unwissenheit kein Fenster gebrochen wird. Unglaublich und dennoch wahr! Das eben beschriebene Hundeleben, dieses ewige all work and no play, aus dem sich jeder griechische oder römische Sklave, wenn er nicht angeketet worden wäre, durch die Flucht gerettet hätte, erträgt unsere durch „Genussucht, Begehrlichkeit und Zuchtlosigkeit“ so berücksichtigte deutsche Jugend ohne Murren, ja,

ohne sich Gedanken darüber zu machen. Ich würde es daher an sich geradezu für eine Sünde halten, einen solchen Jungen ein gemüthliches Familienleben kennen zu lehren, ihm Liebe zu geistigen Beschäftigungen einzulößen, kurz, ihn zum Menschen zu machen. Er würde dadurch entweder untauglich für seinen Lebensberuf oder er würde sich fortan bei seiner Lebensweise unglücklich fühlen. Die Gesellschaft fordert zweibeinige Bedienungsmaschinen; und wer darauf angewiesen ist, sich als eine solche sein Brot zu verdienen, Der darf nicht Mensch sein wollen. Hätte ein solcher Junge einen Herrn, der ihn zeitlebens fütterte, kleidete, beherbergte und beschäftigte, müßte er nicht ins Leben hinaus, wo er sich als freier und verantwortlicher Kämpfer durchschlagen soll: ich würde mich wohl hüten, ihm den Staat zu stehen und durch Unterricht seinen Gesichtskreis zu erweitern, ihn zu einem Menschen zu machen! Wären wir Christen, so würden wir ja freilich glauben, daß jeder Zweihänder ein Mensch sein soll, und wir würden fürchten, uns den Zorn Gottes zuzuziehen, wenn wir irgend Einem die Pforte zum Menschenthum verrammelten. Wir würden uns auch erinnern, daß der Judengott, der nach der Kirchenlehre mit dem Christengott identisch ist, vor mehr als dreitausend Jahren den Mann zu steinigen geboten hat, der nicht jeden Sabbath auch seinem ausländischen Sklaven und seinem Lastthier, geschweige denn einem seiner Volksgenossen, die vollkommenste Ruhe gönnt. Aber wo giebt's heute noch Christen? Das „Wort Gottes“ hat durch die Jahrtausende lange Praxis, es zu verkünden und dabei voranzusetzen, daß es nicht befolgt wird, alle Kraft verloren. Wir haben wohl Christenthumsheuchelei zu politischen Zwecken und Bigotterie, aber kein Christenthum mehr; es wäre also thöricht, gegen die Ausbeutung der Kellnerjungen die Bibel anrufen zu wollen. Die zweite Sorte der sogenannten Christen, die bigotte, wird sogar den bestehenden Zustand ganz vortrefflich finden. Wenn der Junge den ganzen Tag im Joch läuft und nicht ins Bett kommt, als bis er vor Müdigkeit umstinkt, wenn er keine Gelegenheit hat, was Schlechtes zu sehen, zu hören, zu lesen, so wird er nicht sündigen; wenn er überhaupt keine Zeit zum Denken hat, so wird er auch nichts Böses denken. Und in der That: darin täuscht sich der Bigotte nicht. Die heiligen Jünglinge, die sich aufs Priesteramt vorbereiten und den halben Tag betend auf den Knien liegen, würden sich glücklich schätzen, wenn sie halb so rein wären wie mancher verachtete Kellnerbub. Der ist in diesem Stüd — welches Stüd ich meine, weiß man schon, denn bei dem Worte „Sünde“ denkt der Fromme ja immer nur an die eine Sünde, die er unaufhörlich bekämpft, um sich unaufhörlich mit ihr beschäftigen zu können —, Der ist in diesem Stüd so unwissend wie in allen anderen Dingen. Tippe mal fragend an bei so einem siebenzehnjährigen Restaurationsklaven und er wird Dich mit den selben großen un-

schuldigen Augen ansehen wie ein siebenjähriges Kind, das Du fragst: Weißt Du, was die *concupiscentia carnis* ist? Die Wüstenheiligen mußten sich mit Teufeln herumschlagen, die ihnen in Gestalt schöner Weiber erschienen. Der Restaurationbursche kommt alle Tage in engste Berührung mit leibhaftigen schönen Weibern, aber an denen interessiert ihn weiter nichts, als was sie sich auf der Speisekarte aussuchen. Selbstverständlich sind diese Burschen auch Muster der Mäßigkeit. Wie Wein und Brantwein schmecken, wissen sie nicht, an Bier dürfen sie jeden Sonntag nippen und vor Bällerei und Gourmandise sind sie durch die Quantität und Qualität der Speiseporste, die sie bekommen, hinlänglich geschützt. Und an solche Mäßigkeit werden sie gewöhnt, während sie alle schönen und guten Sachen, die den Gaumen erfreuen, täglich von früh bis in die Nacht vor Augen haben und sich selbst vor die Nase halten müssen. In diesen großstädtischen Wirthschaften mögen ja die Burschen verdorben werden; ich rede von solchen, die ich an kleineren Orten kennen gelernt habe. Deren Seelenheil ist durch ewige Leibespeini so sichergestellt wie das keines Hochgebildeten und keines Mönches.

Allerdings nur auf drei oder vier Jahre! Damit sind wir bei dem Punkt angelangt, wo die Sache für die Regierung interessant wird. Man denke sich einen Jungen von der beschriebenen Unwissenheit ins Leben hinausgestoßen: wie Der durch eine Welt taumeln wird, die er nicht kennt! Man denke sich diesen Jungen, der drei oder vier Jahr mit Leib und Seele so unter fremdem Willen gestanden hat, daß ihm kaum ein Gedanke gehörte, der nicht die geringste Uebung im Gebrauch seines eigenen Willens, in der freien Bewegung hat — weniger als ein amerikanischer Negerflave vor der Emanzipation hatte, denn Der war am Feierabend und jeden Sonntag sein eigener Herr —, man denke sich ihn mit fünfzig Mark in der Tasche eine Woche lang im vollen Besitz unumschränkter Freiheit, ohne Aufsicht und wohlwollende Leitung! Man denke sich einen Burschen, der drei bis vier Jahre lang nicht einmal den Zustand körperlichen Behagens kennen gelernt hat, wie er nun die Wollust kennen lernt und Zeit hat, sich ihr hinzugeben! Mit welcher Gier wird er genießen! Und wer wird ihn die rechte Art, wer wird ihn Maß und Ziel lehren? Man denke sich diesen Burschen in der Herberge oder in der Kellnerschlafstube einer Großstadtwirthschaft unter Kameraden, die das Leben schon kennen — was sie in ihrer Dummheit „kennen“ nennen —, oder im Tingeltangel und im berliner Ball-Lokal! Wird er nicht weiches Wachs sein in den Händen der Ausgelernten und der Dirnen? Ich kenne nicht die Einzelheiten der Verbrecherstatistik. Ich weiß nur, daß die Kellner einen bedeutenden Prozentsatz der Gäste der Arbeiterkolonien und der in großen Städten bummelnden Arbeitlosen bilden, daß sie in Strafgerichtssitzungen ziemlich häufig vorkommen und daß sie nicht im besten Ruf stehen; haben sie sich doch vor ein

paar Jahren genöthigt gesehen, gegen den Herrn Akademiedirektor von Werner zu protestiren, der sie in einer Kunstkritik mit Verbrechern und Zuhältern zusammengestellt hatte. Ich würde es erstaunlich, unbegreiflich finden, wenn nicht ein großer Theil von ihnen im Gefängniß und in der Gasse endete. Dazu nehme man den Umstand, daß der Kellner auf Trinkgeld angewiesen, also nicht etwa eines Mannes treuer Diener ist, was sich mit einem ehrenhaften Charakter nicht bloß verträgt, sondern einen solchen voraussetzt, sondern Jedermanns Speichellecker zu sein gezwungen ist. Kann da überhaupt ein Charakter zu Stande kommen? Doppelte Ehre Dem, der es dennoch zu einem bringt! Daß der Kellner leicht unterschätzt wird, wo er sich — z. B. in einem überfüllten Hotel — als den Stärkeren fühlt, Das ist nur die natürliche Reaktion gegen den Zustand der Herabwürdigung, worin er gewöhnlich lebt. Endlich bedenke man noch den Grad seiner Strafmündigkeit. Wir sind ja heute, wo kein Mensch mehr weiß, was noch nicht verboten ist, allesamt gewissermaßen strafunmündig, aber nun denke man sich einen Menschen, der von Dingen wie — sagen wir — Kontrakt, Urkunde, Fälschung keinen Begriff hat und der sich ohne einen Verather in der Welt durchschlagen soll! Es kann doch nur reiner Zufall sein, wenn er in keine der tausend Schlingen fällt, die Gesetzgeber und Justiz im Verein dem Erdenpilger legen, unter dem Vorwand, ihn zu behüten. Industriearbeiter lesen doch wenigstens noch den „Vorwärts“, der einigen Unterricht in der Gesetzkunde und im Wandeln zwischen Fallstricken erteilt; aber der wird natürlich in guten Häusern nicht gehalten. Haben wir nicht hier eins der Löcher, aus dem die viel bejammerte Kriminalität quillt, und könnte das nicht verstopft werden?

Außer der Kriminalität ist auch die Gesundheit von Mensch und Vieh ein Gegenstand, um den sich die Regierung von Amts wegen sorgt, je länger, desto eifriger sorgt, und wenn auch am Eifrigsten für die des Viehs, so doch auch ziemlich eifrig für die der Menschen. Nun ist der Gesundheitszustand der Kellnerlehrlinge gar nicht schlecht. Von einer ernstlichen Erkrankung eines solchen habe ich noch nie vernommen, und wenn man einen fragt, so bekommt man gewöhnlich zur Antwort, er sei ganz munter. Doch ist zu bedenken, daß in diesem Lebensalter Erkrankungen überhaupt äußerst selten sind; kommt ein Handwerkerlehrling ins Krankenhaus, so ist gewöhnlich eine Verletzung schuld. Dann aber sind die gesundheitschädigenden Verhältnisse der Lehrlingszeit in den Gastwirthschaften so beschaffen, daß sie nicht leicht eine akute Erkrankung verursachen können. Dagegen kann ich mir nicht vorstellen, daß Ueberanstrengung, Schlafentziehung und der beständige Aufenthalt in einer mit Tabakqualm und Alkoholdünsten erfüllten Luft zusammen nicht den Organismus schwächen sollten. Die für den Augenblick unmerklichen Schwächungen, die schon im Alter der Entwicklung beginnen, werden sich summiren

und schuld daran sein, daß ein so großer Prozentsatz von Kellnern an Tuberkulose stirbt; auf tausend Sterbefälle kamen bei ihnen im ersten und zweiten Vierteljahr 1897 nicht weniger als 528 Schwindsuchtfälle.

Auch die Gefährdung von Personen, Gebäuden und anderen Werthgegenständen ist ein Anlaß für die Behörden, sich um die Arbeitszeit und die sonstigen Arbeitsverhältnisse von Angestellten und Lohnarbeitern zu kümmern. Die Kellner nun kommen zu ihrem Unglück nicht so oft wie Lokomotivführer und Weichensteller in die Lage, ihren Mitmenschen Lebensgefahren bereiten zu können. Im vorigen Sommer hat in einem Badeort ein Wache haltender Hotelknabe sein Licht herunterbrennen oder umfallen lassen, dadurch das Haus angezündet und das Leben einer Anzahl von Gästen in Gefahr gebracht; wenn ich mich recht erinnere, ist eine Dame verbrannt. Ein paar Tage hindurch wurde in den Zeitungen darüber geschimpft, wie der Wirth einen unmündigen Knaben zum Nachtwächter habe bestellen können; aber da es bei dem einzelnen Falle blieb, so hat das Raisonniren und Lamentiren weiter keine Folgen gehabt. Daß es eine Grausamkeit sei, Knaben einen Sommer lang den Nachtschlaf zu rauben, und daß man, auch wenn jeder Gefährdung der Badegäste vorgebeugt worden wäre, zum Wachtsdienst erwachsene Personen hätte bestellen sollen: Das ist natürlich weder einem Zeitungsschreiber noch einem Badegast eingefallen.

Die Gefahr der Brandstiftung ist zu gering, als daß sie dem Kellnerjungen Etwas nützen könnte; dagegen dürften die Kriminalität und die Volksgesundheit hinreichende Beweggründe für die Regierung abgeben, sich mit seinen 360 siebenzehn- bis zwanzigstündigen Arbeitstagen zu beschäftigen. Sie thut es auch, denn die Reichskommission für Arbeiterstatistik ist ja wohl ein Stück Regierung, um uns der Kürze halber dieses im Deutschen Reich höchst unkorrekten Ausdruckes zu bedienen. Viel herauskommen wird dabei nicht, denn der in den oberen Regionen wehende Wind ist der Ausdehnung des Arbeiterschutzes nicht günstig und der Bundesrath wird noch an dem Kerger genug haben, den ihm die Bäckereiverordnung zugezogen hat; mag also auch eine Kleinigkeit geschehen, so wird den Kellnern für zukünftige Agitation noch genug Stoff übrig bleiben. Und da möchte ich ihnen nun sagen, daß sie sich selbst am Besten helfen werden, wenn sie zuerst den „Lehrlingen“ helfen. Denn würde z. B. verboten, diese Jungen in der Zeit zwischen zehn Uhr abends und sechs Uhr morgens und an Sonn- und Feiertagen zu beschäftigen, so würden die Restaurateure gar keine „Lehrlinge“ mehr halten können, während der Hotelwirth auch mit dieser Beschränkung noch welche gebrauchen könnte. Aber die Abstellung dieses „Lehrlings“-Unfuges erfordert gar kein Arbeiterschutzgesetz, da sie auf Grund der Gewerbeordnung möglich sein muß. Gott soll mich behüten, daß ich den Leser mit etlichen von den vielhundert

Paragraphen aus dieser und ihren „Novellen“ bis zum Innungsgesetz von 1897 herunter belästige; ich kenne diese Paragraphen gar nicht. Aber ich meine, daß in jedem Gewerbegesetz, es mag in China, in Rußland oder im Deutschen Reich erlassen werden, unter einem Lehrling ein Mensch verstanden werden müsse, der Etwas lernt; und da der Kellner-„Lehrling“ thatsächlich nichts lernt, so ist er gar kein Lehrling, sondern nur ein jugendlicher Arbeiter und ich versehe ihn deshalb mit Gänsefüßchen. Ein Tischlerjunge, der nicht allein Tische, sondern auch alle anderen Arten von Möbeln und außerdem das Fourniren, Auslegen und Schnitzen, das Entwerfen neuer Formen und guten Geschmack lernt, ist ein Lehrling; sein Lehrer, mag es ein Altgefelle oder der Meister sein, muß ihm jeden der unzähligen Handgriffe vormachen, muß ihm Vieles erklären, muß ihm Gelegenheit geben, jeden Handgriff zu üben, muß dabei viel Geduld beweisen und manches verdorbene Stück in den Kauf nehmen. Ein solcher Lehrherr hat natürlich das Recht, sich seine Mühe bezahlen zu lassen, sei es mit Geld oder mit Arbeit, die ihm der schon einigermaßen ausgebildete Lehrling ohne Lohn leistet. Wie weit unsere Handwerksmeister dem Ideal eines Lehrherrn entsprechen, Das geht uns hier, wo es sich nur um das Grundsätzliche handelt, nicht an. Und auch der gering geachtete Schusterjunge ist ein Lehrling, falls er nicht etwa bloß in der Fabrik Theilarbeit macht; und hat er einen gut passenden, schön gefornnten Stiefel anfertigen gelernt, dann darf er sich mit Stolz einen Künstler nennen; denn der Geheimrath, der gelehrte Professor, der General bringen, und wenn sie sich auf den Kopf stellen, keinen Stiefel fertig, nicht einmal einen plumpen und schlecht genähten, geschweige denn einen schönen, gut passenden. Was aber mühsam gelernt werden will, ehe man es kann, Das ist eine Kunst. Was lernt dagegen der junge Kellner? Gar nichts! Den Tisch decken, die Bestellungen entgegennehmen, die Speisen auftragen, Bier vorsezen: Das könnte auch der Geheimrath, der Professor und der General, wenn sie Lust dazu hätten; ich selbst mache mich anheischig, alle Kellnergriffe mit der Eleganz eines „gelernten“ Kellners auszuführen und auch, wie es jezt die aus Oesterreich eingeführte dumme Mode will, den Kaffeelöffel aufs Wasserglas zu legen. In der That geben drüben, überm großen Wasser, entgleiste Akademiker und Adelige perfekte Kellner ab, ohne auch nur einen Tag Lehrzeit durchgemacht zu haben, besorgen bei uns zu Lande Soldaten und stellenlose Handwerker als Aushilfskellner die Bedienung zur allgemeinen Zufriedenheit und ist jede Frauensperson, die einen kleinen Gastwirth heirathet oder sich als Magd in eine Wirthschaft verdingt, ohne Weiteres eine perfekte Kellnerin. Es giebt denn auch „Lehrherren“ unter den Gastwirthen, die mit ihren „Lehrlingen“ niemals auch nur ein Wort sprechen; das Wischen Dressur, das in vier Wochen vollendet ist, überlassen sie den Kellnern. Die einzige Berrichtung g

bei der man allenfalls von Lernen sprechen kann, ist das Puzen von Löffeln und Bestecken, das der Junge vom Küchenpersonal lernt; aber erstens ist Das keine Vorbereitung auf seinen zukünftigen Beruf, denn die Oberkellner und die Gastwirththe puzen nicht, und zweitens ist es eine Hausknecht- und Dienstmädchenarbeit; Hausknechte und Dienstmädchen aber lernen diese und viele andere Verrichtungen, ohne daß sie dafür Lehrgeld zu zahlen hätten. Immerhin ist's noch ein Glück für den Jungen, daß er wenigstens Dieses lernt, denn so findet er doch im Nothfalle leichter ein Unterkommen als Diener oder Hausknecht; sonst sind die Chancen des stellenlosen Kellners, weil er eben gar keine qualifizierte Arbeit gelernt hat, sehr gering.

Eine junge Dienstmagd lernt bei einer tüchtigen bürgerlichen Hausfrau sehr viel mehr als ein junger Kellner beim Gastwirth. Sie lernt anfräumen, die Wäbel, die Frische, die Frischboden, reinigen, die Betten, waschen, Gefäße, Geschirre, Silberzeug waschen und puzen, sie lernt waschen, vollen, plätten und ausbessern, sie lernt kochen und backen und sie lernt überhaupt wirtschaften: Zeit, Geld und Arbeit so eintheilen, daß als Ergebnis ein behagliches und geordnetes Familienleben herauskommt. Eine Hausfrau, die einem jungen Mädchen diese Künste beibringt, hätte gewiß Lehrgeld zu beanspruchen; statt Dessen muß sie noch Lohn zahlen, auch wenn sie mehr Aergers als Hilfe von dem Mädchen hat. Die paar Mark Haarlohn sind nun noch der geringste Vortheil, den das Mädchen vor dem Kellnerlehrling voraus hat — den Hauptbestandtheil ihres Lohnes bildet ja doch die freie Station —: die beiden wesentlichen Vorzüge, deren sie sich erfreut, sind, daß sie bedeutend mehr lernt als er und daß sie vor Ausbeutung geschützt ist, denn sie kann jedes Vierteljahr den Dienst verlassen, der ihr nicht mehr gefällt. Hier liegt nun die Ursache zu Tage, weshalb die Gastwirththe lieber Lehrlinge haben wollen als jugendliche Arbeiter. Der Geldlohn, den sie solchen zahlen müßten, käme für sie im Ganzen nicht in Betracht, da die wenigsten so anständig sind, ihren Leuten Gehalt zu zahlen, diese vielmehr meistens auf Trinkgeld angewiesen werden. Die Verwandlung der Lehrlinge in jugendliche Arbeiter würde daher nur die Wirkung haben, daß den älteren Kellnern die Trinkgeldereinnahme gekürzt würde. Nebenbei bemerkt, fällt ja auch für die Lehrlinge hier und da etwas Trinkgeld ab, aber Das geschieht immer seltener, seit das österreichische Institut des Zahlkellners auch bei uns Mode geworden ist. Selbst wo diese Mode nicht eingeführt ist, hat sie doch zur Folge gehabt, daß die Lehrlinge von den Gästen, die sie bedienen, die Bezahlung nicht annehmen dürfen: Das behält sich ein Kellner vor. Dadurch kommen nun die Jungen auch noch um eine Gelegenheit, Etwas, das sie wirklich für ihren Beruf brauchen, zu lernen: schnell zusammenrechnen und richtig herausgeben. Unterweisung erfordert Das zwar

nicht, aber doch Uebung. Also der Geldpunkt ist hier Nebensache. Aber das Lehrlingsverhältniß macht es dem Gastwirth möglich, jeden Kellner, der ihm nicht ganz zusagt oder der ihm einmal widerspricht, augenblicklich zu entlassen, ohne daß dadurch der Gang seines Geschäftes gestört würde. Er hält doppelt so viel „Lehrlinge“ wie Kellner. Lehrlinge können nicht kündigen, und laufen sie ohne Kündigung fort, so bringt sie der Vater oder die Polizei zurück; Das wissen sie und darum probiren sie's nicht erst. Fehlt ein Kellner, so besorgen die Jungen die Sache eben so gut: es ist eben nur ein Arbeiter weniger da und die übrigen müssen während dieser Zeit hurtiger und öfter laufen. Die Kellnerjungen lernen nichts und sie gewähren dem Wirth fast vom ersten Tage an den vollen Nutzen eines Arbeiters; sie sind also nicht Lehrlinge, sondern jugendliche Arbeiter. Ein Restaurateur halte drei Kellner, sechs „Lehrlinge“, drei Mädchen in der Küche und zwei Hausknechte, seine Frau leite die Küche selbst und sein Reingewinn betrage 12000 Mark jährlich, so können wir annehmen, daß jede der genannten Personen durch ihre Arbeit zu diesem Reingewinn ungefähr gleich viel beiträgt, weil keine qualifizierte Arbeit dabei ist. Den „Lehrlingen“ thun wir dabei noch Unrecht, weil sie morgens gleich nach den Hausknechten anfangen, zu arbeiten, also früher als die übrigen Leute. Die Leitungarbeit des Wirthes können wir eben so hoch anschlagen wie die Arbeit eines seiner Leute, denn wenn sie auch einige Ueberlegung, Erfahrung und Geschäftsgewandtheit erfordert, so ist sie doch leicht und bequem und nimmt nicht viel Zeit weg. Dagegen müssen wir den Antheil der Frau doppelt so hoch anschlagen, weil ihre Arbeit sowohl qualifizierte Arbeit als anstrengend und mühsam ist. Wir haben also 17 Beitragsquoten, 16 zu 666  $\frac{2}{3}$  Mark und eine zu 1333  $\frac{1}{2}$ . Vom genannten Reineinkommen verdienen also der Wirth und seine Frau zusammen 2000 Mark durch eigenhändige und eigenköpfige Arbeit, die übrigen 10000 verdienen seine Leute, und zwar trägt jeder „Lehrling“ 666  $\frac{2}{3}$  Mark bei. Damit will ich den Gastwirth keineswegs als Ausbeuter bezeichnet haben. Die Gastwirthe sind meistens gutmüthige Philister und denken nicht daran, Jemanden ohne Noth zu plagen; sie würden ihre Leute mit Vergnügen acht Stunden schlafen und acht Stunden bummeln oder, wenns den Leuten besser gefiele, auch studiren lassen, wofern nur dadurch ihre Einnahme nicht verkleinert würde. Aber das Geschäft bringt nun einmal die heutige Tages- und Nachtordnung der Gastwirthschaften mit sich und die ganze heutige Gesellschaftsordnung beruht darauf, daß sich die Unternehmer einen ungebührlich großen Theil vom Arbeitverdienst ihrer Leute aneignen. Ohne Dieses gäbe es weder Wohlhabende noch Reiche und Staat und Gesellschaft brächen zusammen.

Der Vortheil aber, den die Gewerbeordnung den Gastwirthen bisher

gewährt hat, muß ihnen genommen werden, wenn die gesetzliche Regelung des Lehrlingswesens einen Sinn haben soll, und sie kann ihnen ohne Gefährdung unserer Staats- und Gesellschaftsordnung genommen werden. Soll der Kellnerjunge die Eigenschaft des Lehrlings behalten und sich die Beschränkungen gefallen lassen, die ihm diese Eigenschaft auferlegt, so hat er Anspruch darauf, Etwas zu lernen. Um einmal eine Destillation oder ein Dorfwirthshaus zu übernehmen, braucht Einer überhaupt nichts Besonderes zu lernen. Zum Kneipwirth qualifizirt sich jeder bankerote oder zur Arbeit zu faule Handwerker ohne besondere Vorbereitung; und wer seinen Sohn zum Dorfwirth bestimmt, Der handelt einfältig, wenn er ihn in einer städtischen Restauration „lernen“ läßt; er soll ihn zum Landwirth, zum Gärtner oder zum Brauer in die Lehre geben: da lernt er Dinge, mit denen sich der Junge eine vom Gang seiner Gastwirthschaft unabhängige Existenz begründen kann; das Bier einschenken wird er nebenbei auch ganz gut besorgen. Es kann sich also bei einem Gastwirthschaftstudenten bloß darum handeln, daß er lernt, was zur Leitung eines großen Hotels oder zur Uebernahme einer Oberkellnerstelle in Hotels erfordert wird, wo Ausländer verkehren. Zum Ersten gehören Rechnen, Buchführung und so viel allgemeine Bildung, wie Einer braucht, um zur „Gesellschaft“ gezählt zu werden und das Amt eines Stadtrathes bekleiden zu können; zum Zweiten gehören Sprachkenntnisse. Daraus folgt, daß die Berechtigung, Lehrlinge zu halten, nur solchen Gastwirththn zugestanden werden kann, die den Jungen die regelmäßige Theilnahme an einem geordneten Fortbildungsunterricht gestatten und möglich machen. Damit ergibt sich von selbst eine Verkürzung und anderweitige Regelung der Arbeitszeit, denn heutige „Lehrlinge“ würden im Chor einschlafen, sobald die Rede des Lehrers zu plätschern anfinge; sie schlafen schon ein, sobald sie sich setzen. Restaurationen mit vorherrschendem Nachtverkehr könnten dann überhaupt keine Lehrlinge mehr halten; in Hotels, die wirklich nur dem gewöhnlichen Fremdenverkehr dienen — nicht dem Touristenverkehr — wäre, wie schon bemerkt wurde, das Halten von Lehrlingen noch möglich. Gerade berliner Hotelwirthth haben sogar die Forderung gestellt, daß der Besuch der Fortbildungsschule obligatorisch gemacht werden solle, und viele von ihnen sollen sehr streng auf die regelmäßige Theilnahme ihrer Lehrlinge an diesem Unterricht halten. Im Allgemeinen aber würde der obligatorische Fortbildungsunterricht die Zahl der Lehrlinge und damit die Konkurrenz unter den Kellnern so stark vermindern, daß sich deren Chancen außerordentlich verbessern würden, der Weg durch die Gewerbeordnung führt also zu dem selben Ziel wie die Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die jungen Kellner.

Am Kellnerwesen und -unwesen treten ein paar Eigenthümlichkeiten unserer schönen Gesellschafts- und Wirthschaftsordnung, des allerheiligsten von

all unseren heiligsten Güttern, recht deutlich hervor. Zunächst, daß sie die schwersten Lasten auf die schwächsten Schultern abwälzt und die Leistungen im umgekehrten Verhältniß zu der Mühe, die sie verursachen, belohnt. Der „Lehrling“ arbeitet mindestens siebenzehn Stunden täglich und hat nichts davon als eine Schlafstelle, die nothdürftige Kost und hie und da eine Ohrfeige. Der Kellner arbeitet fünfzehn Stunden und hat, wenn das Geschäft gut geht, ein ganz hübsches Einkommen. Der Wirth schläft noch zwei Stunden länger als der Oberkellner\*), und wenn er seine Korrespondenzen und Einkäufe abgemacht und seine Anordnungen getroffen hat, widmet er die übrige Zeit der nicht sehr anstrengenden Beschäftigung, sein eigener Stammgast zu sein. Geht sein Geschäft gut, so kann er sich nach zwanzig Jahren als Rentner zur Ruhe setzen. Vorausgesetzt nämlich, daß ihm das Haus gehört, worin er wirthschaftet. Ist er bloß Pächter, so schöpft ihm der Hausagrarier, der gar nichts thut, den Rahm ab.

Eine andere Eigenthümlichkeit der heutigen Ordnung besteht darin, daß mit Ausnahme der häuslichen Diensthoten die Leistenden in keinem persönlichen Verhältniß zu Denen stehen, die die Leistung empfangen. Unter allen Besuchern eines Wirthshauses ist wahrscheinlich nicht Einer, der, wenn er einen eigenen Diener hätte, diesem eine siebenzehn- und mehrstündige tägliche Arbeitszeit zumuthen und nicht einmal seine gehörige Mahlzeitruhe gönnen würde. Petronius, *Reros Maitre de plaisir*, hat in *Trimalchio* den Typus des Emporkömmlings gezeichnet. Ihn läßt er mitten im Diner zu den aufwartenden Sklaven sagen: „Habt Ihr auch schon gespeist? Wenn nicht, dann geht essen und laßt eine andere Schicht antreten!“ Das Gewöhnliche war damals, daß ein Duzend Schmausender mindestens eben so viele Sklaven zur Bedienung hatte. Heute kommt es vor, daß zwei Personen, ein Mann und ein Knabe, von morgens neun Uhr bis nachts ein Uhr tausend Gäste bedienen, von denen keiner fragt: Habt Ihr schon gespeist? Nicht aus Härtherzigkeit unterlassen sie Das, sondern, weil es sie gar nichts angeht. Man kauft eine Mahlzeit in der Restauration, wie man eine Elle Leinwand kauft, und so wenig Einer beim Leinwandkauf an die Weber denkt, so wenig denkt er beim Gasthausessen an die Leute, die das Mahl zubereiten und auftragen; deren Leistungen gehören mit zu der Waare, die er durch den Kaufkontrakt erwirbt. Wenn er überhaupt an diese Leute dächte, so würde er höchstens meinen, sie müßten schon selbst zusehen, wie sie durch den „freien Arbeitskontrakt“ zur angemessenen Entschädigung für ihre Leistungen kommen. Haben sie gar nichts von ihren Leistungen und radern sie sich dabei zu Tode, so ist Das ihr freier Wille und geht keinen anderen Menschen an.

\*) Nicht Jeder! Ich kenne Wirthe, die die Ersten im Geschäft sind, selbst die Gäste bedienen und dabei laufen wie der jüngste Kellner.

Der Gast fühlt sich um so weniger berufen, ihrem Schicksal seine Theilnahme zuzuwenden, als er sich in neun von zehn Fällen selbst zu den Ausgebeuteten rechnet.

Eine dritte Eigenthümlichkeit ist die Saisonarbeit. In den Sommerfrischen sind Tausende von Kellnern nöthig, die dann im Winter stellenlos auf dem Pflaster der Großstadt liegen. Die Sache verhält sich ja nicht so, daß alle die Leute, die im Sommer auf dem Lande das Wirthshaus besuchen, im Winter die städtischen Gastwirthschaften in Nahrung setzten, sondern im Sommer wohnen und speisen in Gasthäusern ein paar hunderttausend Familien, die im Winter die Restauration wenig benutzen und in Hotels gar nichts zu thun haben. Wie wärs, wenn man die „Beherbergung und Erquickung“ verstaatlichte? Damit wäre zugleich die Alkoholfrage gelöst. Der Staat würde nicht mehr Beherbergungs- und Erquickungstätten einrichten, als nöthig sind. Die einen dieser Häuser wären ganz alkoholfrei, in den anderen würde dem Alkoholverbrauch von der hohen Obrigkeit das Maß gesetzt. Die Kellner wären Staatsdiener und die in den Sommerfrischen beschäftigten würden im Winter in städtischen Wirthschaften bei halber Arbeitszeit auf Halbsold gesetzt, wenn man es nicht vorzöge, die Sommermehrarbeit unentschädigt zu lassen und jahraus, jahrein festes Gehalt zu zahlen. Dem Müßiggang könnten im Winter die vom Staat einzurichtenden Fortbildungsanstalten vorbeugen. Ein Kartell mit der Schweiz, Italien, England, Skandinavien, Oesterreich, der Türkei könnte den Kellneraustausch und -ausgleich international machen. . . Verrückter Kerl! Wird der Leser denken. Ganz recht! Ist doch das Vernünftige stets das Verrückte.



## Das Medizinstudium der Frauen.\*)

Seit fünfunddreißig Jahren haben die Frauen in der Schweiz das Recht, an den Landesuniversitäten Medizin zu studiren, die Staatsexamina zu machen und als Arztinnen zu praktiziren. England, Frankreich, Rußland, Schweden

\*) Der folgende Auffsatz war geschrieben, ehe der Bundesrath beschloß, daß Frauen, die an deutschen Universitäten als Hospitantinnen eine genügende Zahl von Semestern Vorlesungen besucht haben, zu den Staatsexamina zugelassen werden sollen. Damit können sich die Frauen noch keineswegs zufrieden geben. Denn die Zulassung der Hospitantinnen bleibt dem persönlichen Be-

und Norwegen, Belgien haben sich diesem Beispiel angeschlossen und ihren Frauen das selbe Recht erteilt; nicht aber Deutschland. Aus den unklaren und armseligen Antworten, die im Reichstag und in den Landtagen auf Anfragen und Petitionen wegen des Frauenstudiums zu erfolgen pflegen, ist es nicht einmal möglich, sich ein Bild davon zu machen, wann die Regierungen überhaupt den Augenblick für gekommen erachten würden, die deutsche Frau als vollberechtigte Bürgerin in die Universitäten eintreten zu lassen.

Im April des vorigen Jahres lehnte bekanntlich der preussische Kultusminister die Erlaubniß zur Errichtung eines Mädchengymnasiums in Breslau mit den Worten ab, „es läge in der Belastung mit gelehrtem Ballast eine Verkümmern und Zerstörung unserer gesammten Mädchenbildung“, es handle sich ja nur „um das Andrängen eines Nothprinzips“, „große und heilige Güter unseres Volkes könnten gefährdet werden“; und im Juni nahmen die 132 Theilnehmer des deutschen Arztetages in Wiesbaden als Delegirte von 13140 Aerzten die von Professor Benzoldt aus Erlangen vorgeschlagene Resolution an: „1. Wenn vorläufig die Zulassung zum ärztlichen Beruf auf Grund der selben Bedingungen wie beim Mann nur gestattet, aber nicht (z. B. durch staatliche Mädchengymnasien) erleichtert wird, so ist zunächst kaum ein stärkerer Zudrang der Frauen und deshalb weder besonderer Nutzen noch Schaden zu erwarten. 2. Wenn aber auf Grund weiterer Zugeständnisse und bisher nicht übersehbarer Verhältnisse ein größerer Zudrang eintreten sollte, so wird kein erheblicher Nutzen für die Kranken, mehr Schaden als Nutzen für die Frauen selbst, mindestens kein Nutzen für die deutschen Hochschulen und die Wissenschaft, eine Minderung des ärztlichen Ansehens und keine Förderung des allgemeinen Wohles zu erwarten sein.“

Man kann es darum Eltern nicht verdenken, wenn sie nach solcher Stellungnahme der Unterrichtsbehörde und der Aerzte ihre Töchter in ängstlicher Fürsorge vorläufig von den Ueberanstrengungen zurückhalten, die das medizinische Studium unter den gegebenen Verhältnissen mit sich bringt. Es gehören beträchtliche Körperkräfte, viel Energie und aufergewöhnlicher Enthusiasmus dazu, um im Auslande das Abiturientenexamen, die Doktorprüfung und das Staatsexamen zu bestehen, dann in Deutschland mit nicht mehr Rechten, als wie sie jeder beliebige Kurpfuscher besitzt, in die Praxis einzutreten und außerdem noch unter erschwerenden Umständen das Abiturientenexamen zu machen: alles Das in der Hoffnung, wenn die Regierung endlich einmal ein Einsehen haben würde, durch Absolvierung des deutschen Tentamen physicum und Staatsexamens in den Vollbesitz der ärztlichen Rechte zu gelangen. Und doch büdet sich eine ganze Anzahl intelligenter, arbeitfreudiger Frauen heute diese Lasten auf.

Seit 1864 ist in der Schweiz der ärztliche Beruf den Frauen eröffnet; 1897 praktizirten 23 Frauen neben 1992 Männern; studirt haben von 1887 bis 1897 durchschnittlich in jedem Semester 12 Schweizerinnen neben 600 Schweizern. Leider existiren keine statistischen Angaben über die Zahl der Examinanden, den

lieben der einzelnen Professoren vollständig überlassen. Wir werden aber leider nur selten die Freude erleben, daß die Professoren einer deutschen Universität mit solcher Einmüthigkeit für die studirende Frau eintreten, wie jüngst in Halle, als es galt, der läppischen Unversorensheit einiger „Klinizisten“ entgegenzutreten.

Ausfall der Examina u. s. w. Aber aus den angeführten Zahlen ergibt sich wenigstens, daß nur eine verschwindend kleine Anzahl Frauen von der gesetzlichen Freiheit Gebrauch gemacht hat und auch hiervon nur ein kleiner Theil ans Ziel gelangt ist. Und Das scheint mir für die ganze Beurtheilung der Zulassungsfrage von prinzipieller Bedeutung.

Es ist gar nicht zu begreifen, wie Professor Penzoldt in Wiesbaden behaupten konnte, „es sei das Ziel der Bestrebungen, „daß es schließlich eben so viele Arztinnen wie Aerzte gäbe.“ Selbstverständlich werden nach wie vor die meisten Frauen — und unter ihnen auch hochbegabte — ihre natürliche Aufgabe darin sehen, als Mütter eine tüchtige Nachkommenschaft zu erziehen, — eine Aufgabe, zu deren höchster Erfüllung nicht weniger Bildung des Geistes und Gemüthes gehört als zum ärztlichen Beruf. Eben so selbstverständlich ist es aber, daß die ledige Frau das unverkürzte Recht beansprucht, sich auch ihr Glück zu begründen. Natürlich suchen nicht ihr Ideal in der medizinischen Praxis. Aber welcher Mensch mit einigem Gerechtigkeitsgefühl will es den Frauen verdenken, wenn eine Jede frei sein und sich auf dem Gebiet versuchen will, das ihren Neigungen, ihren körperlichen und geistigen Fähigkeiten am Besten entspricht?

Die Aerzte wehren sich dagegen, daß von den Berufen, die akademische Bildung voraussetzen, gerade der ihre den Frauen zuerst erschlossen werde. Das hat eine gewisse praktische Berechtigung. Aber die theologische, die philosophische und die juristische Fakultät bereiten doch vor Allem zum Staatsdienst vor. Weibliche Geistliche beabsichtigt der Staat nun einstweilen schwerlich anzustellen. Der Ersatz der Lehrer an den höheren Töchterschulen durch gründlich durchgebildete Lehrerinnen ist zwar sehr erstrebenswerth und wahrscheinlich würde die weibliche Agitation auf Zulassung zu den philologischen Prüfungen lebhafter sein, wenn für die Frauen mit dem Bestehen des Staatsexamens eine staatliche oder städtische Anstellung garantirt wäre und wenn bei den sehr geringen Ansprüchen, die man an die Schulbildung der jungen Mädchen stellt, die Zahl der Lehrsäher, für die ein akademisches Studium erforderlich ist, nicht so sehr beschränkt wäre. Ein Andrang zum juristischen Studium ist schon deshalb ausgeschlossen, weil es sehr gute Vermögensverhältnisse voraussetzt; außerdem wäre hier vor Allem erst die Zulassung zur Anwaltschaft durchzusetzen, die für den Kanton Zürich allerdings durch die Volksabstimmung vom dritten Juli 1898 erkämpft worden ist. Was bleibt also schließlich außer dem medizinischen Studium? Und hier ist von besonderer Wichtigkeit, daß offenbar ein Bedürfnis nach Arztinnen vorhanden ist. Darüber, scheint mir, ist gar nicht zu streiten. Die Aerzte haben wirklich nicht nöthig, immer die Beleidigten zu spielen, wenn ihnen gesagt wird, die Frauen scheuten sich, bei sexuellen Leiden zu ihnen zu gehen. Die meisten Frauen kostet es eine nicht geringe Ueberwindung, wegen eines scheinbar geringfügigen Falles sich der gynäkologischen Untersuchung durch einen Mann zu unterziehen, und dadurch werden viele Krankheiten verschleppt und verschlimmert. Wenn also die Aerzte nicht aufhören, immer und immer wieder zu behaupten, daß ihnen täglich und stündlich das Wohl ihrer Patientinnen am Herzen liege, dann müßten gerade sie im Interesse der Patientinnen lebhaft für das medizinische Studium der Frauen eintreten, statt daß sie den Frauen einzureden versuchen, sie seien viel zu gut für die häßlichen Berührungen mit Kranken und könnten an ihrer Tugend Schaden nehmen.

Es ist also begreiflich, daß unter den heutigen Verhältnissen die wenigen Frauen, die überhaupt mit Hilfe der Universitätsstudien sich eine Lebensstellung zu begründen suchen, meistens das medizinische Fach wählen, und zwar nicht blos, wie Benzolt meint, „aus der irrigen Anschauung, daß Krankenpflege sich mit der Ausübung der ärztlichen Kunst decke“ oder „weil die meisten Frauen von der Medizin Etwas zu verstehen glauben, aber nichts verstehen.“

Frägt man aber danach, wie es kommt, daß von diesen Frauen nur so wenige ans Ziel gelangen, so ergibt sich dafür eine ganze Reihe von Antworten. Erstens scheiden, wie bei den Männern, Diejenigen aus, deren Begabung zur Absolvierung der Examina nicht ausreicht. Es ist ein Mißverständnis, wenn man die Studentinnen als die geistige Elite der Frauen behandelt und an jedem Mißerfolg unter ihnen die generelle Unfähigkeit der Frau exemplifizirt; Das ist ganz besonders heutzutage falsch, wo das Studium für viele Frauen den starken Reiz der Neuheit hat und besonders Frauen lockt, die nicht wissen, was sie sonst mit sich und ihrer Zeit anfangen sollen. Daß aus Mangel an Intelligenz mehr Frauen an der Examenklippe scheitern als Männer, wird Niemand beweisen können. Zweitens verläßt ein Theil von ihnen die Universität vor Beendigung des Studiums aus äußeren Gründen: sehr häufig, weil sie heirathen. Die Gegner des Frauenstudiums werden sich aber hüten müssen, wenn diese verlorenen Schafe durch die Heirath wieder in den Normalstall zurückgeführt werden, Das für ein Unglück zu erklären, da sie nun doch einmal der unerschütterlichen Ansicht sind, daß ein junges Mädchen, wenn es nicht heirathet, seinen „eigentlichen“ Lebensberuf verfehlt habe. Nun könnte Jemand zwar einwenden, daß der Staat, der durch seine Einrichtungen das Universitätsstudium ermöglicht, dafür auch einen Anspruch auf entsprechende Leistungen im Dienst des Volkes oder der Wissenschaft habe. Aber werden die Universitäreinrichtungen durch die Anwesenheit von ein paar Studirenden mehr in den Hörsälen und Kliniken irgendwie alterirt? Trifft Das thatsächlich schon für die Schweiz nicht zu: um wie viel weniger wäre es in Deutschland der Fall, wo sich die wenigen weiblichen Hörer auf zwanzig Universitäten vertheilen würden! Einige Frauen geben auch das medizinische Studium vor der Zeit wieder auf, weil es sie nicht befriedigt. Natürlich nennen die Gegner Das haltlos, inkomsequent, launisch, unbeständig; aber bei der eingeschränkten Berufswahl der Frau ist es doch gar nicht anders möglich, als daß die Eine oder die Andere in ihrem Durst nach Erkenntniß und Thätigkeit auf einen Weg geräth, der sie nicht an ihr Ziel führt und den sie niemals eingeschlagen hätte, wenn ihr nicht so viele andere Wege von vorn herein versperrt gewesen wären. Endlich giebt es Studentinnen, die fleißig und ausreichend begabt sind, es auch an Liebe zur Sache nicht fehlen lassen und denen doch schließlich die Kräfte fehlen, weil ihre Vorbildung so viel schlechter ist als die der Männer. Und hier komme ich auf ein Moment, auf das meistens viel zu wenig Werth gelegt wird. Frauen studiren nun schon seit vielen Jahren; und doch ist es unmöglich, ein abschließendes Urtheil über die Begabung der Frau für das medizinische Studium zu fällen. Allerdings hört man absprechende Urtheile häufig genug — auch von Solchen, die in ihrem Leben kaum je eine Studentin gesehen haben —, aber wie werden solche Urtheile begründet! Eine allgemeine geistige Inferiorität des weiblichen Geschlechtes wagt Niemand mehr als Grund

aufzustellen und die Untauglichkeit Einzelner würde auch unter studirenden Männern nicht schwer zu beweisen sein. Die physischen Kräfte der Frau mögen wirklich im Durchschnitt geringer sein als diejenigen des Mannes; aber sind denn alle Kräfte baumstarke Kerle und werden vielleicht krumme, lahme oder bucklige Männer vom medizinischen Studium und Examen ausgeschlossen? Ein endgiltiges Urtheil über die Leistungsfähigkeit der Frau ist so lange nicht möglich, wie die studirenden Frauen nicht den selben Bildungsgang gehabt haben wie die Männer. Mir ist nur eine einzige Frau, eine Schweizerin, bekannt, die das Gymnasium (in Sankt-Gallen) regelrecht von Anfang bis zu Ende besucht hat; die meisten haben eine höhere Mädchenschule durchgemacht, dann einige Zeit zu Hause geessen, und wenn sie der häuslichen Thätigkeit, der Theilnahme an allerhand Fortbildungskursen, irgend welcher sozialen Hilfsarbeit und ähnlicher Dinge müde geworden sind, beschließen sie — etwa mit vierundzwanzig Jahren —, die Universität zu beziehen. Dann gilt es, das Reifezeugniß eines Gymnasiums so schnell wie möglich zu erlangen. Das, was die Knaben in neun Jahren erlernen, müssen die Mädchen in zwei bis vier Jahren nachholen, und da sie sich meist durch Privatunterricht oder in privaten Mädchengymnasien vorbereiten lassen, können sie sich nicht einmal von Lehrern, die der Prüfungskommission angehören, auf deren Lieblingshemata einzufuchen lassen, wie wir Männer meistens es gethan haben, sondern müssen in allen Gegenständen fattelfest sein. Dazu ist die Furcht, durch schwache Leistungen die Frauenbewegung zu diskreditiren, ein starkes Stimulans zu äußerster Anstrengung; und endlich müssen die Damen noch gewärtig sein, an eine Prüfungskommission zu gerathen, die dem Frauenstudium abhold ist und um so schärfer zusieht. Wenn dann trotz Alledem der Wurf gelingt, so ist die Vorbildung dennoch der männlichen nicht ebenbürtig oder gar überlegen; denn wie sollen die in kurzer Zeit erworbenen Kenntnisse eben so fest haften wie Das, was ganz allmählich in einer langen Schulzeit resorbirt und assimiliert ist? *Repositio est maior studiorum*. Oft ist die Vorbildung aber noch viel ungenügender. Ein Theil bereitet sich zum Abiturientenexamen überhaupt erst während der Studien vor; und daß dabei nicht viel Gutes herauskommt, liegt auf der Hand. Nehmen doch gerade die ersten Semester, die den naturwissenschaftlichen Fächern, der Anatomie und der Physiologie gewidmet sind, alle Kräfte des angehenden Mediziners vollauf in Anspruch. In der Schweiz ist es außerdem möglich, den medizinischen Doktorgrad ohne Abiturientenexamen zu erwerben; der Ausweis über den Besuch einer Mädchenschule, für Deutsche die Absolvirung des Lehrerinnenexamens und ein leichtes Aufnahmeexamen, genügen zur Immatrikulation und so besucht eine Anzahl von Damen die medizinischen Vorlesungen, ohne einen Brocken Lateinisch zu verstehen und ohne alle mathematischen und physikalischen Vorkenntnisse. Wenn von ihnen die größere Zahl entgleist, so ist Das unausbleiblich und ein Glück für die weiblichen Gesamtheitinteressen. Denn nicht nur gleiche Rechte, sondern auch gleiche Pflichten müssen die Frauen, die für die Befreiung ihres Geschlechtes kämpfen, verlangen. Es giebt auch in Deutschland praktizirende Arztinnen, die in der Schweiz auf diesem Wege den Befähigungsnachweis erworben haben. Ob sie Tüchtiges leisten oder nicht, weiß ich nicht; jedenfalls verdanken ihnen aber die deutschen Arztinnen, daß sie gelegentlich von den

männlichen Kollegen, die aus ein paar Ausnahmefällen gern eine allgemeine Regel ableiten möchten, mit Kurpfuschern auf eine Stufe gestellt werden. Vergessen darf auch nicht werden, daß außer der minderwerthigen Vorbildung die Unkollegialität der männlichen Konkurrenten, die jeden kleinen Mißgriff zu einem groben Kunstfehler aufzubauschen geneigt sind, und das daraus entspringende Gefühl der Unsicherheit erschwerende Umstände für die Frauen bilden. Erst die Zukunft kann lehren, ob bei gleichen Voraussetzungen die Frauen hinter den Männern zurückstehen werden oder nicht. Die Redewendung, man wolle der Frau den Kampf ersparen, ist eine sentimentale Phrasie, die Heuchelei und Selbstsucht hinter der Maske von Mitleid und Hartgefühl unschwer erkennen läßt.

Zum Schluß sei mir noch ein Fingerzeig gestattet, wie sich das künftige Studium der Frauen in Deutschland gestalten sollte. Es ist mehrfach die Frage aufgeworfen worden, ob bei der Freigabe der Universitäten getrennte Institute für die beiden Geschlechter erforderlich sein würden oder ob der Unterricht gemeinsam sein könnte, und der Abgeordnete Erdmann trat kürzlich im Reichstag für die Trennung ein. Ich glaube, er würde es nach dem Besuch einiger Vorlesungen oder einer Klinik in Zürich kaum begreiflich finden, daß man von einem gemeinsamen Studium Verflachung des Unterrichtes oder Gefährdung der Sittlichkeit befürchtet. Ich bin Deutscher und habe meinen medicinischen Unterricht an deutschen Universitäten genossen, aber ich kann nicht zugeben, daß Das, was an der zürcher Hochschule geboten wird, hinter Dem zurückbliebe, was die deutschen Universitäten leisten. Die Dozenten haben es nicht für nöthig gefunden, ihre Anforderungen herabzusetzen oder ihre Lehrmethode zu verändern, und die Studenten arbeiten vom ersten Semester an mit einem Eifer, über den allerdings mancher Fuchs in Deutschland verächtlich die Achsel zucken würde. Dieser Eifer ist, meiner Meinung nach, zum großen Theil den Studentinnen zu danken, die durch ihren Fleiß den Ehrgeiz der männlichen Hörer anfeueren. Zum Mindesten ist also keine Schädigung des Unterrichtes zu erwarten; keine einzige schweizer Universität läßt Das befürchten. Und nun zur Gefährdung der Sittlichkeit! Ich kann mir nicht denken, daß man um die Sittlichkeit der Studenten so überaus ängstlich besorgt ist und daß man sie vor den Sirenenreizen der Studentinnen schützen zu müssen glaubt; solche Fürsorglichkeit wäre ja geradezu lächerlich und es lohnt nicht, ein ernstes Wort darüber zu verlieren. Für die Sittlichkeit der studirenden Frau lasse man sie aber getrost selbst sorgen. Müßige Schafe giebt es überall und ich will nicht bestreiten, daß auch in Zürich gelegentlich Dinge vorgekommen sind, die besser nicht vorkämen. Aber im Allgemeinen ist der Ton der Studirenden beiderlei Geschlechtes in Zürich so musterhaft, der Umgang ein so zwanglos freundschaftlicher und die Anregung dieses Umganges für Jeden, wenn er lange unter der schwerfälligen Etikette gelitten hat, die einen kameradschaftlichen Verkehr zwischen jungen Männern und jungen Mädchen zu etwas Unanständigem stempelt, etwas so Neues und Werthvolles, daß man nur wünschen kann, alle jungen Leute in Deutschland benähmen sich so wie unsere Studenten und Studentinnen.

Zürich, Physiologisches Institut.

Dr. med. Rudolf Höber.



## Das Klavier und seine Meister.

**I**n einer ungewöhnlich prachtvollen Ausstattung ist jüngst bei F. Bruckmann in München ein Buch erschienen, das nicht verfehlt hat und auch ferner nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit musikliebender Kreise auf sich zu ziehen. Es heißt: „Das Klavier und seine Meister“ und rühmt vom Dr. Oskar Wie, dem bekannten Aesthetiker, her. Man merkt dem Buche von seiner ersten bis zu seiner letzten Seite an, daß es nicht ein Zufalls- oder Gelegenheitsprodukt ist. In unserer Zeit, in der man leider allzu häufig Bücher ohne jedes innere Bedürfniß macht, in der auch gerade auf musikalischem Gebiete geübte Vielschreiber ihre ad hoc aus Bibliotheken zusammengerafften Kenntnisse umständlich verwerthen zu dürfen glauben, muß dieser Vorzug des diesigen Buches besonders hervor-gehoben werden. Der Autor hat es, wie man zu sagen pflegt, mit seinem Verblute geschrieben. Ihm bedeutete die Abfassung eine nothwendige Befreiung. So athmet das Buch eine frische Ursprünglichkeit, die in hohem Maße anregt und gefangen nimmt. Es ist in einem Stile geschrieben, der die Schaffensfreude des Autors, die grenzenlose Verliebtheit in seinen Stoff, getreu wieder-spiegelt, — und auch seine grenzenlose Verliebtheit in das Instrument, dessen Werdegeschichte er mit so großer Sachkenntniß vor uns aufbaut. „Und nun möchte ich das Klavier“, so schwärmt er, „nur vor Zehn hinstellen, nicht im Saal, sondern zu Hause, wo man in der richtigen Dämmerstunde seine kleinen Konzerte geben kann, wo man jede einzelne Person kennt, für die man spielt. Dann ruhe ich mich auf der Intimität des Klaviers aus. Dann strömt aus ihm süßer Harfen-ton und perlen die Rosenketten; oder Titanengewalten scheinen ihm zu ent-rauschen und meine Seele liegt ganz in den Fingerspitzen.“ Das Klavier, das ihn in dem intimen Halbdunkel des kleinen Raumes so wunderbar berauscht, erweckt wenn es im Konzertsale ertönt, im Verein mit der Violine, mit dem Streich-quartett oder mit dem vollen Orchester, sein Mitleid. Er hat die Empfindung, daß selbst in Beethovens Es-dur-Konzert eine fremde Atmosphäre auf ihm lagert; und er spricht von seiner Kraftlosigkeit, wenn es in der Kammermusik die Melo-die der singenden Violine alternirend übernimmt. Nur wenn er ohne jede Mitwirkung anderer Instrumente in seine Saiten greift, geht ihm die Seele des Klaviers auf. „Ist es kein gut Ding, das ganze Material der Töne vor seinen zehn Fingern zu haben? Hineinzugreifen, wirklich hineinzugreifen und alle Nuancen aller Musik, das Singen, Springen, Flüstern, Schreien, das Weinen und das Lachen unter den Nerven zu fühlen? Alles freilich in den Ton des Klaviers gestimmt, Alles in den epischen Ton der modernen Rithara, der die Lyrik der Violine und die Dramatik des Orchesters in seiner Art in sich faßt.“ Im dämmerigen Zimmer ist ihm das Klavier ein seltsamer und lieber Erzähler, ein Rhapsode für den intimen Geist und ein Archiv für den Historiker, dem es das ganze Leben der modernen Musik in seiner Alltagsprache von einem tiefen durchschnittlichen Gefühlspunkte aus wieder aufrollt. „So liebe ich das Klavier erst ganz, so ist es treu, ehrlich und allein.“

Mit ähnlichen Betrachtungen, mit denen Sie sein Buch einleitet, klingt es auch aus. Er versteigt sich schließlich sogar zu einer höchst legerischen Abwendung von der Kammermusik unserer Zeit; ein neuer Beweis für die langsam, aber sicher um sich greifende Reaktion gegen Richard Wagner, für das Erwachen aus der tiefen Hypnose, in der die Welt Jahrzehnte hindurch befangen lag. „Ein Titanentrog liegt in der Oper, aus Sand Berge bauen zu wollen, ein Raufsch, ein unerhörtes Siegesbewußtsein beflügelt dieses Experiment aller Experimente. Ein gewaltiger Mann kam, er machte Dionysos zum Herrn und aus der Bühne suchte er Weltenspiegel und Weltenehre zu holen. Wir stehen auf der schönen Ruine seines herrlichen Ungestücks. Wir haben gelernt; wir sind erhoben worden; aber die Tragik des Theaters ist zu tief. Da kommen die Stunden, in denen wir uns an den Kamin der Kammermusik flüchten, zu ihren feinen, einsamen Webelinien, in denen wir alles Leben groß und ganz enthalten finden, da es sich selbst schildert und nicht des fremden Apparats bedarf.“ Wie ist also ein bereiteter Prediger der Selbsteinkehr und hält das Klavier für den Sammelpunkt dieser Selbsteinkehr. Aber er will das „zarte Instrument“ nicht vor die Masse gesetzt wissen, zum Kriegsspiel mit dem Orchester, es soll vielmehr keusch werden und sich gläubig zu Bachs Wohltemperirtem Klavier, dem Alten Testamente, und zu Beethovens Sonaten, dem Neuen Testamente — wie Bülow sagte — wenden. Die Linie Bach-Beethoven-Schumann-Brahms ist ihm der Weg, auf dem nicht nur das Klavier Impulse zu neuen Wendungen gewonnen hat, sondern auf dem auch die Musik im Allgemeinen Nahrung zu ferneren Blüten und Früchten finden wird. „In der Kammermusik sehen wir die Früchte unserer Sehnsucht reifen. Blut von unserem neuen Blute.“ Klingerische Rabirungen . . . Brahmsens Klarinettenquintett . . . Smetanas „Aus meinem Leben“: dahin winkle es.

Diese Bekenntnisse sind um so merkwürdiger, ich möchte sagen, um so werthvoller, als sie eine Umwandlung, eine Bekehrung bedeuten. Die Umwandlung und die Bekehrung eines Mannes, dem ehemals die Linie Berlioz-Liszt-Strauß der richtige Weg zu sein schien und der in Wagner den glänzendsten Höhepunkt aller Kunstentwicklung feierte. Dieser Einzelne setzt sich in seinem dämmerigen Zimmer ans Klavier und spielt Bach und spielt immer wieder Bach; und eine neue, ungeahnte Welt erschließt sich ihm, die überreich ist an Wundern herrlichster Art. Eine Läuterung vollzieht sich in ihm und „der laute Triumph aller vereinigten Künste“ wirkt auf ihn abschreckend, so daß er sich jählings von ihm abwendet. Bach ist ihm der Inbegriff aller Musik; es besteht für ihn keine andere Persönlichkeit, die mit ihrer ganzen Kunst so identisch ist, wie Bach mit der Musik. Er glaubt, wenn der liebe Gott Das, was nachher von der Welt „Musik“ genannt wurde, in sinnlicher Form den Menschen hätte offenbaren wollen, so hätte er ihnen das Werk Bachs gegeben. „Ein einziges Mal vielleicht in dieser Welt ist das Ding an sich lebendig geworden, ist die Divergenz zwischen Begriff und Sein aufgehoben worden. Man kann die Musikgeschichte auf Bach hin schreiben; zeigen, wie sie von ihm aus wieder divergirte, nach ihren großen Einseitigkeiten hin. Man kann beweisen, wie sie um Bach pendelt, zu Bach kommt und von Bach geht im Laufe der Jahrhunderte, so wie man bei der bildenden Kunst zeigt, wie sie von der Natur geht und zu der Natur kommt.“

Die Sehnsucht nach Intimität des Kunstgenusses zieht sich durch das ganze Buch. Der Autor erzählt, daß der „Dichter“ Chopin nur selten Konzerte gegeben habe. „Wenn man ihn in Paris hörte, so waren es meist intime Matineen im Salon Pleyel, zu denen nur wenige Plätze ausgegeben wurden. Die polnische Emigrantenaristokratie, die pariser Kunst- und Schriftstellerwelt, Damen, schöne Damen saßen um ihn und lauschten. Die réunions intimes, diese concerts de fashion, wie Bizet sie nannte, waren die—theftesten Klavierkonzerte, die jemals veranstaltet worden sind. Der Künstler wußte, vor wem er spielte, und der kleine Kreis gab die passende Resonanz für die diskrete Poesie des Instrumentes. Kein *fracas pianistique*, keine lärmende Circuszsjene vor einem vielköpfigen, unbekanntem, unbestimmbarem Publikum, sondern höfische Kultur ohne Hof.“

Eine eingehende Geschichte des Klaviers und des Instrumentenbaues zu geben, lag nicht in Dies' Absicht. So weit sie Grundlage für die Entstehung der Literatur ist, konnte er natürlich nur einen Abriss geben. Er faßte sich hier sehr kurz, indem er mit Recht ausführt, daß die Geschichte des Klavierbaues eine sehr komplizierte Materie sei, wenn man weit ausholen wolle, dagegen eine einfache und klare Sache, wenn man in Kürze auf das Wesentliche hindeute.

Die theilt sein Buch in neun Kapitel mit folgenden Uberschriften ein: „Alt England — ein Präludium“, „Altfranzösische Tanzstücke“, „Scarlattis Spielfreudigkeit“, „Bach“, „Die Galanten“, „Beethoven“, „Die Technischen“, „Die Romantischen“, „Bizet und die Gegenwart.“ Es würde natürlich zu weit führen, wenn ich den reichen Inhalt der einzelnen Kapitel auch nur andeutend zu erzählen versuchte. Es sei nur im Allgemeinen gesagt, daß die Darstellung, so liebevoll sie in Einzelheiten eindringt, nirgends kleinlich wird, sondern stets in deutlichen Konturen die große Linie der Entwicklung festhält. Dabei hat es sich Die angelegen sein lassen, fortgesetzt Perspektiven auf die gesamte Kultur-entwicklung zu erschließen. Er wirft interessante Streiflichter auf die sozialen und politischen Zustände, zieht Dichtung und bildende Künste in den Bereich seiner Darstellung, — und giebt dadurch weit mehr als eine bloße Uebersicht über das Klavier und seine Meister. Das Buch wird in allen Theilen von einem starken Hauche persönlichster Anschauung durchweht. Und weitere Vorzüge? Die zutreffenden, häufig erschöpfenden Charakteristiken der einzelnen Komponisten, die feinsinnigen Analysen ihrer Werke, die kleinen geschlossenen, geistreichen Essays, z. B. über die „Psychologie der Programmmusik“, „Die Musik als Sprache“, „Das Leben der Virtuosen“, „Bizet und die drei Künstlertypen“, „Das Klavier als Möbel“, die lehrreiche Darstellung der Entwicklung musikalischer Formen und nicht zuletzt sein bildnerischer Schmuck, ausgezeichnete Reproduktionen nach alten Kupfern, Holzschnitten, nach Photographien und Gipsabgüssen.

Um ein Beispiel der Charakterisirungart Dies' zu geben, setze ich Einiges von Dem, was er über Franz Schubert sagt, hierher. Seine Liebe zu diesem Einzigen berührt ungemein sympathisch und ist außerdem kennzeichnend für seinen vorhin schon geschilderten Standpunkt. „Schubert starb mit einunddreißig Jahren. Sein D-moll-Quartett, eins der unerhörtesten Musikstücke, läßt uns ahnen, daß er der größte Musiker des Jahrhunderts geworden wäre. So hat er uns nur

seine Jugend hinterlassen. Eine Jugend in sinniger Intimität und lachender Sonne. An Feinheit des musikalischen Empfindens ziehen wir diesem wiener Kinde mit dem Schullehrergeficht Niemanden vor. Er steht uns in dem kleinen Kreise der originalen, feinen Menschen, deren Geheimniß das Leben der Empfindsamen glücklich macht. Wer keine zarten Finger hat, rühre Schubert nicht an. Ihn spielen können, heißt, einen feinen Anschlag haben. Die Tastatur scheint entmaterialisirt und nur noch so viel von der Wirklichkeit des Hebelwerkes übrig, wie dazu gehört, die Ahnung dieser Schönheit lebendig werden zu lassen. In stillen Stunden genießt man ihn und gesteht sich ein, daß es keinen Zondichter giebt, den man so wie diesen einfach von Herzen liebt.“ Und als Beispiel für Dies Art, zu analysiren, sei folgende Stelle angeführt: „Die Rottornos — in ihrer Mitte das Seidengewebe in Des-dur — sind die Hohen Lieder der Melodie, die Chopin nirgends so sehnsuchtsvoll, so schwärmerisch, so breit ausklingend gestaltet hat wie hier. Die Tänze aber sind die Hohen Lieder des Rhythmus, dem noch nie eine so geistreiche Huldigung dargebracht worden war. Die Polonaisen haben die Gedanken und den ritterlichen Zug des alten polnischen Adels; und so stolz hebt sich in ihnen Chopins Nacken, wie man es von diesem weiblichen Gemüth nicht erwartet hätte.“

Natürlich weist Dies Buch auch Punkte auf, mit denen man sich nicht einverstanden erklären kann. Ich glaube aber, daß der Vorzüge so viele sind, daß man nicht nöthig hat, mit den ansehbaren Stellen allzu streng ins Gericht zu gehen. Bedenklich ist sein Urtheil über Weber, dessen Sonaten er offenbar unterschätzt. Dagegen schätzt er Moscheles in übertriebener Weise ein. Wegen Schluß des Buches hin, wo es sich darum handelt, der Gegenwart den gehörigen Maßstab zu finden, wehren sich Schiefheiten. Die summarische Behandlung der modernen Virtuosen ist in vielen Punkten ansechtbar. So wird der geniale Ansforsge obenhin damit abgefertigt, er sei einer der Intelligentesten. Das ist bei Weitem nicht genug. Dabei bringt Die das Bild des so unvergleichlich viel schwächeren Josef Hofmann und, was unverzeihlich ist, sogar das des vielschreibenden, klagen Philipp Scharwenka, der in das Buch einfach nicht hineingehört. Ja, und was hat in aller Welt Wilhelm Kienzl, dessen Bildniß auch vorgeführt wird, mit der „modernen deutschen Klaviermusik“ zu thun? Was schließlich Richard Strauß, dessen Drang ganz anderen Zielen zugewandt ist als der Bereicherung der Klavierliteratur? Ferner sind die nicht eben werthvollen Notenbeilagen, die musikalischen Originalbeiträge von Eugen d'Albert, Wilhelm Kienzl, Moriz Moszkowski, Philipp Scharwenka und Richard Strauß kaum danach angethan, die Harmonie des Buches zu fördern. Vielleicht wird der Autor Gelegenheit haben, diese und andere kleine Mängel in einer späteren Auflage auszumergen. Auch das Kapitel „Beethoven“, das nicht auf der Höhe der übrigen steht, verdient, im Interesse des Gesamteindrucks, eine nachträgliche Uebersetzung. Max Marschall.



## Meine Trennung von den Nationalsozialen.

**N**ummer Zweiundzwanzig der „Hilfe“ brachte die Antwort auf meinen in der „Zukunft“ vom dreizehnten Mai erschienenen Aufsatz: „Meine Trennung von den Nationalsozialen“. Ich kann nicht umhin, Einiges zu erwidern, um einer Verdunkelung von Thatfachen vorzubeugen. Aber ich kann sehr kurz sein.

Die Hauptantwort giebt Raumann selbst. Sein Grundgedanke ist: Nicht wir haben uns geändert, sondern Göhre. Bekanntlich hatte ich gerade das Umgekehrte behauptet. So steht Behauptung gegen Behauptung. Ich glaube nicht, daß weitere Auseinandersetzungen diese Situation ändern können; und da Raumann in seinen Ausführungen auch den alten ruhigen Ton wieder anschlägt, sehe ich keine Veranlassung, mit ihm zu polemisieren.

Einen zweiten Artikel liefert der Sekretär des nationalsozialen Vereins, Herr Wendt, unter dem Titel: „Thatssächliches zu Göhres Zukunft-Artikel.“ Er hebt vier Punkte hervor, um mich und meine in diesen Heften geschilderte Entwicklung zu „beleuchten“.

Zuerst holt er sich Material aus den Sitzungprotokollen des Vorstandes. Ueber die Nichtaufstellung meiner nationalsozialen Reichstagskandidatur schreibt er „an der Hand der von mir selbst gut gezeichneten Protokolle“: „Göhre ist noch bis zum einundzwanzigsten März 1898 bereit gewesen, zu kandidiren! Er hat sich in der Vorstandssitzung vom dritten September 1897 zu einer Kandidatur in Frankfurt a. O. zur Verfügung gestellt. Wegen Saalschwierigkeiten verzichtete er darauf. Am achten Dezember 1897 nahm Göhre eine Kandidatur in Lauenburg an, traf Vorbereitungen zum Kampf um diese Kandidatur, reiste dorthin, agitirte und entwarf einen ganzen Plan für den Wahlkampf, der heute noch im Archiv des Vereins liegt, in den von ihm geradezu vorbildlich ausgearbeiteten Büchern des in Aussicht genommenen Wahlbureaus. Dann aber erklärte er, . . . wegen eines Halsleidens . . . werde es unmöglich, die . . . Kandidatur aufrecht zu erhalten. Mit keiner Silbe aber hat Göhre . . . die jetzt von ihm in der „Zukunft“ angegebenen Motive für den Rücktritt von seiner Kandidatur angegeben.“ Herr Wendt scheint der komischen Meinung zu sein, ich hätte die Vorstandssitzungen benutzen sollen, ihm immer meine innersten Gedanken zu Protokoll zu geben. Vorstandssitzungen dienen aber anderen Zwecken. Was nun die frankfurter Kandidatur anlangt, so wurde sie von frankfurter Herren gewünscht, ich aber war es gerade, der den Plan aus mancherlei Gründen — auch schon wegen der Saalschwierigkeiten — verhinderte. Bezüglich des lauenburger Wahlkreises ließ ich mich allerdings schließlich auf vieles Drängen, angesichts der schwierigen politischen Situation, in der sich meine damaligen Freunde befanden, und angesichts der inneren politischen Zweifel, die mich selbst noch erfüllten, auf eine vorläufige Zuaussichtnahme und Erkundung des Wahlkreises ein. Doch kam es zu weiter nichts als zur Abhaltung von drei Versammlungen. Später vereitelte dann ein Halsleiden überhaupt alle Pläne einer Kandidatur. Sonst habe ich mit jenem Wahlkreis kaum Etwas weiter zu thun gehabt. Als Kandidat bin ich von dortigen Herren überhaupt nie aufgestellt worden. Die Bücher endlich für den eventuellen Wahlkampf habe nicht ich ausgearbeitet, sondern Herr Graveur Schaal, der nationalsoziale Agitationgehilfe für den Norden. Das hätte Herr Wendt schon aus der Handschrift in diesen Büchern erkennen können.

Die zweite „Beleuchtung“ Wendts besteht in der Behauptung, ich hätte die Sozialdemokratie schärfer bekämpft als selbst Herr Lorenz, von dessen Auftreten ich „den Einzug der Reaktion bei den Nationalsozialen“ datire. Als Beispiele nennt er Versammlungen in Hamburg und Thüringen. In Hamburg habe ich überhaupt nur einmal gesprochen, wobei es wohl recht lebendig, aber durchaus nicht stürmisch herging. In Altenburg begann gerade nach einer Diskussionsrede des Herrn Wendt die Unruhe, die allerdings dann, als ich in scharfer Rede ihm zu Hilfe kam, noch gesteigert wurde. In Jena wurde ich, ohnehin — aus Herrn Wendt wohlbekannten Gründen — erregt, durch fortwährende Zwischenrufe aufs Schärfste gereizt. Im Uebrigen weiß Herr Wendt genau, wie sehr die Art des politischen Kleinkampfes rein Temperamentsache ist.

Drittens erhebt Herr Wendt den Vorwurf, ich hätte gegen die Deynhäuser Kaiserrede nicht nur selbst keine eigene schärfere Resolution eingebracht, sondern sogar seine, in Darmstadt schließlich angenommene, ausdrücklich ihm gegenüber gebilligt. Herr Wendt vergißt da plötzlich, was er zu Anfang seines Artikels selbst ausführt, daß ich eben seit Deynhausens von den Nationalsozialen mich entfernt, also gar keinen Grund mehr hatte, mich an den darmstädter Verhandlungen zu betheiligen. Und daß ich seine Resolution ihm gegenüber mit höflichen Worten guthieß, geschah ganz in dem Sinne, in dem ich es auch in meinem letzten „Zukunft“-Artikel gethan habe.

Endlich — und Das ist der letzte Vorwurf — soll ich gar mit daran schuld sein, daß „die Nationalsozialen sich mit einer Sozialreform innerhalb der heutigen Gesellschaftsverfassung begnügten und nicht an der allmählichen Sozialisirung der Gesellschaft arbeiteten“. „Wo sind denn“, ruft Herr Wendt aus, „die Vorschläge, die Gähre in dieser Richtung gemacht hat und die wir abgewiesen haben? Und solche müßten doch von seiner Seite vorhanden sein, wenn er das Recht beanspruchte, diesen Vorwurf zu erheben! Das Einzige, und zwar das durchaus Wertvolle, was Gähre vorgeschlagen hat, war das Genossenschaftswesen, und gerade hierin hat ihm der Delegirtenstag durchaus zugestimmt.“ Aber die Sache liegt doch etwas anders. Weiß Wendt nicht, welche Anstrengungen gemacht wurden, mir das Genossenschaftsreferat wenigstens zur Hälfte wieder abzunehmen, aus Furcht vor meinem Radikalismus? Weiß er nicht, daß ich dann die zu diesem Referat von mir veröffentlichten Thesen fallen lassen und die milderen der Berliner acceptiren mußte, weil sie schon nach ihrer Veröffentlichung auf starken Widerspruch stießen? Weiß er nichts von einem gleichen Widerspruch gegen das Referat selbst? Weiß er nicht, wie oft ich auf spöttisch geringschätzige Abweisung gerade bei den maßgebendsten Herren stieß, sobald ich nur von der Nothwendigkeit zusammenhängender theoretischer Arbeiten als Unterlagen für ein künftiges nationalsozialistisches Programm sprach? Und da soll ich mitschuldig sein an der mangelhaften Leistung der Nationalsozialen zur Sozialisirung der Gesellschaft? Sonderbar, höchst sonderbar!

Zum Schluß will mich Herr Wendt zu allerhand Aeußerungen über mein künftiges politisches Verhalten provoziren. Meine Antwort denke ich zu geben, nicht mit Worten, sondern durch unzweideutiges politisches Handeln.

Steglich, am sechszwanzigsten Mai 1899.

Paul Gähre.

## Landwirthschaft und Volksernährung.

Es ist merkwürdig, daß Krankenkassen, Unfall- und Invaliditätsversicherung, Arbeiterhygiene und Verkürzung der Arbeitszeit so viel mehr als die Volksernährung die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen. Und doch ist eine richtige und genügende Ernährung von Kindesbeinen an wichtiger für Gesundheit und Glück als alle die schönen neumodischen Dinge.

Gesundheit ist die Grundlage der kräftigen Arbeitleistung, der Freude an der Arbeit und des Wohlbefindens. Ein gepuppter Mensch braucht sich noch keineswegs glücklich zu fühlen, ein wohl genährter und gesunder Mensch wird meistens zufrieden sein.

Die Popsucht ist der Industrie, eine kräftige Ernährung ist der Landwirthschaft förderlich. Es ist offenbar, daß die Landwirthschaft an Unterconsumtion leidet. Wenn gar keine landwirthschaftlichen Zufuhren vom Auslande herein könnten, so würde wohl auch bei der heutigen Volksernährung die Landwirthschaft auskömmliche Preise erzielen. So aber möge man sich wenigstens gründlich der Volksernährung annehmen und die Popsucht bekämpfen. Ich halte Den für einen viel besseren Arzt, der Fleisch, Milch und Zucker verordnet, als Den, der Bromkali, Antipyrin, Antifebrin und sonstige „Heilmittel“ verschreibt.

Wie sehr die Industrie von der Volkssitte, dem Geschmack und der Mode abhängt, weiß Jeder; von der Landwirthschaft machen sich Das die Wenigsten klar. Der starke Konsum von Schweinefleisch ist in Deutschland nur möglich, weil der Geschmack des niederen Volkes diese Fleischart begünstigt. Wenn in Deutschland viel weniger Fleisch und Zucker genossen wird als in England und Amerika, so erklärt sich Das nur theilweise aus den Lohnverhältnissen, noch weniger aus der Zollpolitik; am Wichtigsten ist dafür die Volkssitte. Die schlechte Ernährung des Arbeiters ist aber eine sehr bedauerliche Volkssitte. Volksernährung und Arbeitleistung gehen Hand in Hand; die Zahl der Aerzte und Apotheker steht vielleicht eher in einem umgekehrten Verhältnis zur Arbeitleistung und Gesundheit der Bevölkerung.

Wenn es sich mehr und mehr um den Wettkampf der Nationen im Weltverkehr handelt, so wird der Sieg in diesem Wettkampf von verschiedenen Faktoren abhängen und nicht zum Wenigsten von der körperlichen Leistungsfähigkeit des Arbeiters. . . Hier wird man mir vielleicht einwenden, die Volkssitte lasse sich nicht beliebig ändern, die Volksernährung sei schließlich allein eine Lohnfrage. Je höher der Lohn, desto besser die Ernährung. Das ist nur bedingt richtig.

Ich frage, ob sich der Deutsche, der nach England oder Amerika auswandert, nicht der dort üblichen Ernährung anpaßt. Er trinkt dort seinen Thee und Brod mit viel Zucker und ißt tüchtig Fleisch, mitunter ein Pfund täglich. Hier würde er Das nicht thun. Dagegen trinkt er drüben weniger Kartoffelspiritus und ißt weniger Brod, Röhre und Kartoffeln. Eben so gut, wie sich ein Theil des Lohnes für Vergnügungen nach der Arbeit und am Sonntag oder für Fuß der Frau, der Kinder und des Zimmers verwenden oder auf die Sparkasse tragen läßt, könnte er auch für bessere Ernährung ausgegeben werden.

Höherer Lohn und billige Lebensmittel mögen die herrschende Volkssitte oder vielmehr Volksunsitte bekämpfen helfen, aber allein können sie nichts verändern; dazu gehört eine andere Gewöhnung von Jugend auf.

Wenn man das Steigen der Kultur nach der Zunahme und Befriedigung der Bedürfnisse bemisst, so steht die Kultur unserer Ernährung- und Wohnungsverhältnisse in einem schreienden Widerspruch zu der Kultur, die sich in Kleidung, Luxusgegenständen, Theatern, Tanzsalons, Eisenbahnen, elektrischem Licht, gepolsterten Möbeln und gemusterten Gardinen ausdrückt. Der *commis voyageur* der Industrie ist bei uns als Träger der Kultur angesehen. Ich sähe lieber, daß es der Fleischer, Bäcker, Milchhändler, Zuckerverkäufer, die Volksküche, die Haushaltungsschule, der Maurer, Zimmermann und Tischler wären.

Der Industrie helfen viele Faktoren, vom Geschäftsreisenden bis zum kleinsten Schaufenster, vom Bankier bis zum eingewanderten Juden, von dem Landmädchen und dem Soldaten, die Puffsucht und Luxusansprüche von der Großstadt auf das Land verpflanzen, bis zum reich gewordenen Prolet, der die Einrichtung, mit der er sich umgiebt, nur nach dem Geldwerth der Anschaffungskosten schätzt. Jeder Handwerker und Fabrikarbeiter, der eben der ärgsten Noth entronnen ist, muß eine gute Stube, Sonntagskleider, Sommer- und Winterüberzieher haben, aber die Speisen, die er isst, können recht geschmacklos und wenig nahrhaft sein. Nur der gebildete Mittelstand und die Reichen legen Werth auf genügende und schmackhafte Kost. Der ungebildete Mittelstand und der Arbeiterstand nähren sich in Deutschland schlecht. Die Landwirthschaft mußte für Spiritus, Zucker, Kaps schon zu einer Zeit Absatz im Auslande suchen, wo eine Exportindustrie noch kaum vorhanden war, und heute ist ihr Auslandsabsatz durchaus gefährdet. Also muß ihr Inlandsabsatz gesteigert werden, wenn ihre Nothlage beseitigt werden soll.

Da kommt nun vor Allem der Zucker in Betracht. Die Zuckersabrikation hat ganze Strecken Landes bisher noch über Wasser gehalten und einem beträchtlichen Theil der ländlichen Bevölkerung Arbeit gegeben. Wenn viele Besitzer von Rübenboden sich wieder dem Getreide- und Kartoffelbau, der Milchproduktion zuwenden, so würde die landwirthschaftliche Konkurrenz verschärft; und ob die entlassenen Arbeiter der Landwirthschaft erhalten bleiben würden, ist zweifelhaft. Die Krisis wird eintreten, sobald Kuba den amerikanischen Zuckerbedarf decken kann, und Das ist nach der Pazifikation der Insel nur eine Frage weniger Jahre. Glaubt man, den Ausfall von zwanzig Millionen Centnern dann bei Russen, Rumänen, Japanern oder sonstwo einholen zu können? Wird Das schließlich nicht doch im Inlande noch eher möglich sein? Da die Rücksicht auf die Produzenten einer weiteren Entwerthung entgegensteht, fordert die Rücksicht auf die Konsumtion dringend den Wegfall der Verbrauchsabgabe.

Fleisch müßte noch theurer sein und dennoch mehr konsumirt werden. Ich halte Das bei dem allgemeinen Stande der Löhne für durchaus möglich. Die deutsche Landwirthschaft kann eben ganz sicher, wenn sie sich mit zwei Dritteln des Preises für Getreide im Vergleich zu der Periode von 1850 bis 1860 zufrieden geben muß, wenn sie doppelt so hohe Löhne zu zahlen und dreifache Lasten zu tragen hat, auf die Dauer sich ihre Hauptstütze im Körnerbau nicht erhalten. Trotz der besseren Verwerthung der Nebenprodukte und der Benutzung von Maschinen würde sie, wenn sie sich nicht Kompensationen verschafft, gerade so zu Grunde gehen, wie die englische Landwirthschaft bereits zu Grunde gegangen ist. Selbst ein höherer Schutzzoll würde ihr dann nicht nützen. Denn im Westen führen die Wasserwege so tief in das Herz von Deutschland hinein, daß sie den Schutz-

joll illusorisch machen. Der Osten aber ist so schwach bevölkert, daß das überschüssige Getreide auf Skandinavien, Finnland, England und damit auf den Weltmarkt angewiesen ist. Für ganz Deutschland wäre also ein hoher Getreidepreis erst dann zu erwarten, wenn Getreidemangel in der ganzen Welt einträte. Nun ist zwar die Ueberproduktion von Getreide heute auf der Erde nicht bedeutend und in Gegenden mit niedriger Kultur, wie z. B. Rußland und Indien, ist die Getreideproduktion nur sehr langsam zu heben. Aber nach allen Ländern, wo heute Viehzucht auf der Steppe getrieben wird, lassen sich intelligente Arbeiter und Kapital werfen, die in wenigen Jahren den fehlenden Bedarf decken würden. Argentinien bietet dafür ein klassisches Beispiel. Also das Getreide kann die deutsche Landwirtschaft nicht retten, — es sei denn, daß man zu einem strikten Einfuhrverbot läme. Das ist aber nach Lage der Dinge nicht zu erwarten. Um so mehr ist mit einem gesteigerten Fleischkonsum bei hohen Fleischpreisen zu rechnen. Wenn das Getreide so billig und das Fleisch so theuer würde, daß das Getreide mit Nutzen verfüttert werden könnte, so würde auch Das mich nicht erschrecken. Im Gegentheil: der Kernere könnte sich dann billig mit Getreide ernähren, der besser Gehobnte Fleisch verzehren und der Landwirth würde seine Produkte mit Nutzen und unter Hebung der Dungkraft des Ackers verwertzen. Selbst ein Verfüttern von Zucker an das Vieh — sobald nämlich denaturirter Zucker ohne Verbrauchsabgabe in den Handel kommt — halte ich für vorthellhaft.

Ein drittes Hauptprodukt der Landwirtschaft, das den Ausfall an Getreide zum Theil ersetzen könnte, ist Milch und Butter. Trotz dem Konsum für menschliche Nahrung, trotz der ausgedehnten Käsefabrikation und den Bedürfnissen der Schweinezucht sind die Preise heute gedrückt und besonders für Butter und Käse einer Steigerung fähig.

Als viertes Hauptprodukt der Landwirtschaft wäre die Kartoffel zu nennen. Die Kartoffelfrage scheint mir aber im Wesentlichen abgethan zu sein. Eine allmähliche Steigerung des Bedarfes wird wohl durch den Mehrverbrauch von Spiritus und Stärke zu industriellen Zwecken herbeigeführt werden; eine intensive Preiserhöhung wäre aber nur zu erwarten, wenn die Fleischpreise plötzlich bedeutend höher würden und wenn es gelänge, Spiritus ausgiebig zur Beleuchtung zu verwenden. Beides ist nicht wahrscheinlich.

Von anderen landwirtschaftlichen Nebenprodukten sehe ich überhaupt ab, weil sie nur einem minimalen Bedarf dienen. Also Fleisch, Zucker und Milch sind diejenigen Produkte, deren Massenkonsum der Landwirtschaft aufhelfen könnte. Gerade diese drei Artikel sind es aber auch, die dem menschlichen Körper gesund und zuträglich sind, die ihn kräftig und arbeitsfähig machen. Sollten sich da nicht außer den Landwirthen auch die Industriellen, nicht überhaupt Jedermann, Gebildete und Ungebildete, Aerzte und Laien, für diese Frage interessieren?

Ich sagte schon, daß die Industrie mächtige Hilfstruppen am reisenden Kaufmann und an den Gewohnheiten des ganzen Volkes hat. Der Landwirtschaft und der Gesundheit der Menschen fehlen leider solche Helfer. Der Mann bestimmt im Allgemeinen, was er selbst ist. Die Frau aber bestimmt, was die Familie genießt. Die Entscheidung der Frau ist also meist viel wichtiger als die Ansicht des Mannes. Durch ihre Hand geht der größere Theil des Lohnes und sie bestreitet die Haushaltsausgaben. Wer kann nun darüber zweifelhaft sein, daß

die Sucht der Frauen, Etwas vorzustellen, oft viel größer ist als ihr Verständniß für die Ernährung? Zucker zur Milch oder zum Kaffee, ein Stück Wurst als Zuspeise, eine dicke bestrichene Butterstulle werden gespart, aber ein schöner Sonntagspuß wird angeschafft; und die selbe Mutter, die sich schämen würde, wenn ihr Kind an Sonn- und Festtagen ungeputzt auf die Straße käme, blickt ungerührt auf die bleichen Wangen und die dünnen Aermchen der Kleinen. Hier ist auf die Volkssitte einzuwirken. Das wäre schon des Schweißes der Edelsten werth. Wo aber sollen die Landwirthe Bundesgenossen hernehmen? Die „Nächsten dazu“ wären die Aerzte. Jeder Viehzüchter weiß, daß er seine Thiere von Jugend auf gut nähren muß, wenn sie ihm jemals Etwas einbringen sollen. Die Mediziner stehen an solcher Einsicht noch häufig hinter dem Bauern zurück. Kranken- und Diakonissenhäuser sollten in der Gemeinde mit gutem Beispiel vorangehen.

Wie oft muß man sich am Krankenbett eingestehen: Hier fehlte nichts als gute, kräftige Ernährung und frische Luft, und wenn sie früher da gewesen wären, wäre das Leiden leicht überwunden worden. Der Lehrer, der Pastor, die Frau Pastorin können in Jünglings- und in Frauenvereinen und im persönlichen Verkehr viel thun. Auch die Industriellen und ihre Betriebsbeamten müßten einsehen, daß nur ein gut genährter Arbeiter den Anstrengungen gewachsen ist, die ihm zugemuthet werden, und daß die Landwirthe um so kauflustiger werden, je mehr Hauptprodukte der Landwirthschaft reichlich konsumirt werden.

Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß das Kind mehr Zucker und Milch, der Erwachsene mehr Fleisch genießen müßte. Und wenn das Kind an Zucker und Milch gewöhnt wird, wenn es sie gern zu sich nimmt, so wird der Erwachsene diese Gewohnheit beibehalten. Den Soldaten erst an Zucker zu gewöhnen, ist zu spät; das Kind muß sich daran gewöhnt haben. Thee an Stelle des Kaffees, Brod an Stelle des Schnapses: ein solcher Wandel würde der Zuckerkonsumtion sehr zu Statten kommen. Volksschulen und Haushaltungsschulen könnten sehr viel dafür thun, das Volk an bessere Ernährung zu gewöhnen. Bekanntlich sind Zucker, Butter, Eier und Milch die Hauptzutaten, um die Speisen schmackhaft zu machen. Das niedere Volk spart gerade an diesen Zutaten. Mancher wäre kein ständiger Gast in Wirthshäusern und wäre kein Trinker geworden, wenn er zu Haus eine gute Kost gefunden hätte.

Gegen die Macht der Gewohnheit anzukämpfen, ist unendlich schwer, — besonders, wenn solche Bundesgenossen fehlen, wie die Industrie sie besitzt. Und doch ist es mehr die Gewohnheit, die den Konsum bestimmt, als der billige Preis. Auch wenn die Verbrauchsabgabe für Zucker fortfiel und er nur zwei Drittel seines heutigen Preises kostete, würden wir doch noch lange keine solche Konsumsteigerung wie in England erleben. Der Verbrauch von Trinkbranntwein hat kaum abgenommen, seit der Preis gestiegen ist.

Eins möchte ich den Landwirthen, die Zuckerrüben bauen, und Allen, die Zuckerrüben leiten, zurufen: Gebt Euren Deuten Zucker als Deputat zu ihrem Lohn! Scheut die kleine Aufwendung nicht. Sie trägt tausendfältige Frucht, wenn sie zur besseren Gewöhnung des Volkes beiträgt.



## Selbstanzeigen.

**Theorie und Praxis des Checkverkehrs.** Mit besonderer Berücksichtigung des Depositen- und Abrechnungswesens. Ein Wegweiser für den modernen Geldverkehr. Geheftet 2.50 M., elegant gebunden 3.— M. Stuttgart, Strecker & Moser.

In einer Zeit, wo bei uns in Deutschland von Theoretikern und Praktikern immer dringender und lauter die Trennung der Bankinstitute in Depositenbanken und Spekulation- und Emissionbanken verlangt wird und der Check durch Einführung des Check- und Ausgleichsverfahrens bei der Reichspost populär gemacht werden soll, — in einer solchen Zeit schien es mir angebracht, in gemeinverständlicher Weise weite Schichten der Bevölkerung mit dem Depositen- und Checkverkehr bekannt zu machen. Nach einer kurzen Schilderung der Entwicklung des gesamten Geld-, Bank- und Kreditwesens suchte ich dem Leser das Wesen und die Technik des Depositen- und Checkverkehrs zu erklären, zeigte die Vorteile, die dem Einzelnen wie der Gesamtheit durch diesen Verkehr entstehen können, nahm Stellung zu dem geplanten Post-Checkverkehr und plaidierte für ein gutes, brauchbares Checkgesetz. Möge das Büchlein zu der auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte so wünschenswerthen Hebung des Depositen- und Checkverkehrs in bescheidenem Maße beitragen. Georg Obst.



**Thaöver. Eine Erlösung.** Berlin. Verlag des Dramaturgischen Instituts.

Aus dem lebensvollen Schoß der Menschheit steigen von Zeit zu Zeit besonders lichtvolle Gestalten heraus, Träger jener großen Sehnsucht, die von Anbeginn den Kindern der Erde eigen war und sie getrieben hat, dem Baume der Erkenntnis zu nahen fort und fort. Das Paradies verlor, der Himmel zerriß, — und die Hölle wurde offenbar in Thatfachen, die den gewaltigen Gang der Menschheit bis auf diese Stunde kennzeichnen. Denn aus sich selbst heraus schaffen die Völker sich ihren Gott und Glauben; und ihr eigen Fleisch und Blut wird ihnen zum Heiligthume in den Besten und Größten, die sie geboren. Wieder geht ein Jahrhundert zur Reize: aus den Trümmern des Verbrauchten und Überlebten werden neue Heilande steigen und die nach uns Kommenden werden zu neuen Zielen führen. Und wieder zerbrechen alte Formen: unsere Gottanschauungen wollen umgeschaffen sein; dazu muß ein Neues werden zwischen Mann und Weib; die ältesten und feinsten Probleme der Menschheit ringen nach Gestaltung und begehren bessere Lösung, als sie bisher erfuhren. . . In Anlehnung an die Legende vom Thaöverus haben wir aus dem unendlichen Material des Gewordenen eine Freistätte errichtet, vorübergehend für Vorübergehende und Vertriebene, Mann und Weib. Aber man muß selbst Fernblicke 'in der Weite' tragen, um 'das Aussehen' im Thaöverus zu verstehen, man muß sie selbst empfunden haben, die große Sehnsucht, die mitsuchen und mit-schaffen, mitleiden und mitjauchen möchte, weil man das Leben so lieb hat und die Erde, die unsere Mutter geworden ist. So möge er denn hinausbringen,

unser Ahasver, ein Heroldsruf, und die schöpferischen Kräfte wecken, die uns auch in unserer Zeit schon die Zukunft zu bauen vermögen.

Hamburg.

Johanna und Gustav Wolff.



**Prostitution und Staatsgewalt.** Verlag von Konrad Weiskes Buchhandlung (Georg Schmidt). Dresden, 1899.

Die heutige Ordnung des Prostitutionswesens ist, wie wohl Niemand bezweifelt, unbefriedigend. Gesetz und Verwaltungspraxis sind uneinig und die Folgen davon sind Rechtsunsicherheit und sehr bedenkliche sanitäre Gefahren. Reformen im Wege der Gesetzgebung sind bisher ernsthaft kaum versucht worden.

Man begnügt sich im Allgemeinen viel zu sehr mit oberflächlichen Redensarten von wachsender Sittenlosigkeit und von nothwendigem Übel, als daß man der Sache wirklich auf den Grund kommen könnte.

Ich bemühte mich in meiner kleinen Schrift, die Erfolglosigkeit der bisherigen Bestrebungen zu erklären. Dabei hielt ich es für meine erste Pflicht, ganz offen zu sprechen, obgleich Das nach der Art des Gegenstandes nicht immer leicht und angenehm war.

Um die mit der Prostitution zusammenhängenden Gesetze und Verwaltungsmaßregeln zu kritisiren, mußte ich etwas weit ausholen und Grundfragen des Strafrechtes berühren. Ich halte Recht und Moral für prinzipiell verschieden, halte es für verkehrt, bei jeder Kleinigkeit nach dem Strafrichter zu rufen, und glaube, daß die Rechtsficherheit mit der Vermehrung der Gesetze nicht zunimmt, sondern geringer wird. Ich komme zu dem Schluß, daß es gefährlich ist, wenn die Gesetzgebung die natürlichen Triebe, wie bisher, ignoriert, und versuche, Vorschläge zur Reform des bestehenden Systems zu formuliren. Die Praxis, in die sich dieses System umsetzt, ist nicht nur ungesetzlich und inhuman, sondern gemeinschädlich. Manche meiner Behauptungen mögen Widerspruch finden; ich wünsche nichts schnellicher, als daß ein Anderer der Wahrheit näher komme und dann nützlichere Vorschläge mache. Von der schwebenden „Lox Heinz“ halte ich nichts.

Dresden.

Dr. Heinrich Severus.



**Privilegirtes Spekulantenthum.** J. Harrwig Nfl., Berlin.

In scharfem Gegensatz zu den zahlreichen Schriften, die über den Entwurf eines Reichshypothekendarlehenbankgesetzes in letzter Zeit erschienen sind und die alle entweder vom Standpunkt interessirter Sachleute oder von dem der Juristen aus behandelt sind, stelle ich in meiner Arbeit die volkwirtschaftliche Seite der Sache in den Vordergrund. Ich komme dabei zu Schlüssen, nach denen die Annahme des Gesetzes in der vorliegenden Form geradezu eine Volksgefahr genannt werden muß. Der Einfluß des Hypothekenkredits auf die Mobilisirung des Bodens, die verhängnißvollen Beziehungen der Hypothekendarlehenbanken zur großstädtischen Terrain speculation und zum sogenannten Bauschwindel, endlich die Art des Pfandbriefvertriebes sind von einem Praktiker in knappen Kapiteln behandelt.

Ludwig Eschwege.



## Illusionen.

**B**etet fleißig zu Gott, aber haltet Euer Pulver trocken!" pflegte Cromwell seinen Puritaneroldaten zu empfehlen. In ähnlicher Vielseitigkeit halten heute unsere Aufsichtsräthe das nationale Panier hoch und sorgen zugleich für ihre Lantienen. Was in dieser Weise für die Kultivirung des Ostens geschieht, wurde hier bereits beleuchtet. Nun hat der Patriotismus sich sogar auf die Suez-Compagnie erstreckt und das staunende Deutschland sieht den Präsidenten des Norddeutschen Lloyd, der kürzlich in den Aufsichtsrath der Deutschen Bank gewählt wurde, auch in die Administration des Vessels-Unternehmens eintreten. Wie viel so ein Posten in der Nähe des Herrn Siemens einträgt, ist ziemlich bekannt. Die Stellung eines Verwaltungsrathes bei der Suez Compagnie wirft mindestens siebenzig- bis achtzigtausend Francs jährlich ab. So glänzende Sinekuren auf Kosten der Aktionäre pflegen nicht gerade Bedürftigen zuzufallen, sind also weniger vom Gesichtspunkt des privaten Haushaltes denn als Symptome allgemeiner wirtschaftlicher Erscheinungen interessant. Niemand wird verkennen, daß die bremer Dampfergesellschaft, deren einer Direktor seit Kurzem auch der Diskontogesellschaft angehört, daraus erhebliche Vortheile ziehen kann; und damit hängen unsere Exporthoffnungen auf Ostasien wieder eng zusammen. Welche Gründe man in Paris hatte, die Verbindung mit Bremen anzustreben, entzieht sich vorläufig der Beurtheilung. Jedenfalls werden die zehntausend Suez-Kanalaktien, die die englische Regierung seit der Geldnoth des Rhebides und Beaconsfields kühnem Handstreich besitzt, nicht gegen Deutschland benützt. Auffällig war aber, daß der übliche Chauvinismus der französischen Presse in diesem Fall ganz wortlos blieb. Vielleicht ist Das der Anfang der großen Maskerade, die aus Rücksicht auf die Weltausstellung von dem officiösen Frankreich zu erwarten ist, — denn zum officiösen Frankreich gehört seit den Orléans auch die Hochfinanz. Trotz ihrer nationalen Absperrung sehen die Herren an der Seine vollkommen ein, daß der Erfolg der Ausstellung von der Urbanität ihres Verhaltens gegen das Ausland abhängt. Sie interessieren sich nicht so wohl für die möglichen Fortschritte der Technik, die freilich der ganzen Welt zu gute kämen, wie für eine riesige Wolbernte der verwöhnten pariser Bevölkerung. Dazu bedarf es aber eines Fremdenkonfluges im größten Stil; und man hat vielleicht das brennende Gefühl, daß das Ausland in den letzten Jahren eine ganze Menge von Antipathien gegen Frankreich aufgehäuft haben könnte. Beginnt man also in erster Stunde ein eifriges Liebeswerben um die zahlungsfähige Menschheit, dann wird das Erste sein, daß ganz Frankreich ostentativ einen Kosmopolitismus annimmt, der leider nur den Schluß der Ausstellung nicht überdauern wird. Männiglich weiß, wie geschickte Macher unsere westlichen Nachbarn sind, und wir werden in nächster Zeit wohl noch manchen häßlichen Coullissenwechsel erleben. Schon wird auch auf der Place de la Bourse eine allgemeine Pause vorbereitet, denn man erwartet von der Zugkraft der Ausstellung kapitalistisch Alles, was geeignet ist, eine Pause heraufzuführen. Einzwischen interessiert sich die pariser Börse noch besonders stark für Rio und einzelne russische Püttenpapiere. Die Kursanschwellungen der Rio-Tinto-Werthe hängen bekanntlich mit der Steigerung der Kupferpreise zusammen, die dem new-yorker Bewisohn im vorigen Jahr nicht

weniger als sechzehn Millionen Dollars eingetragen haben soll, — ein Sämmchen, das sogar Herrn Rockefeller neidisch machen könnte. Was die russischen Hüttenaktien betrifft, so sind zum Beispiel Siesnowice in wenigen Monaten von dreizehnhundert auf zweitausendsechshundert Francs gestiegen, verzinsen sich also bei einer Dividende von siebenunddreißig nur noch höchstens mit einunddreiviertel Prozent. Alle Kursmanöver, Ausstellungsaussichten u. s. w. können aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der französische Einfluß auf wichtigen Geschäftsgebieten stetig zurückgeht. Gerade die Surzaffaire lenkt den Blick unwillkürlich darauf, wie die Franzosen in Egypten Schritt um Schritt an Terrain verloren haben. Daß heute alle großen Aufgaben dort den Engländern zufallen, liegt keineswegs nur an der Zunahme ihrer politischen Macht, sondern auch an der Ueberlegenheit ihres geschäftlichen Unternehmungsgeistes. Summen, wie sie jetzt im Nilland vom englischen Kapital weitausschauend großen Kulturaufgaben gewidmet werden, würden in Paris nur auf Basis einer ungeheuerlichen Agiotage aufzubringen sein.

An den deutschen Börsen stehen sich in der bereits so lange währenden Aufwärtsbewegung der Kurse heute eigentlich nicht mehr Haufe und Baiffe, sondern Spekulation und Erfahrung gegenüber. Die Situation erlaubt durchaus den prägnant zugespitzten Ausdruck, den ihr neulich ein sehr rühriger berliner Bankier gab: „Meine früheren Erfahrungen verurtheilen mich jetzt zur Unthätigkeit!“ Die erfahrenen Leute haben eben schon ähnlich fette Jahre gesehen und erlebt, daß sie, als dann die mageren Jahre kamen, trotz ihrer besseren Einsicht, von der urtheillosen Horde überrannt wurden. Vielleicht klingt es Manchem übertrieben, aber man versichert mich, daß an unserer ersten Börse augenblicklich die Großen sich zurückhalten und deren Angestellte die Geschäfte machen, — und verdienen. In diesen Souterrains der Börse sollen Käufe und Verkäufe nachgerade unerhörte Dimensionen angenommen haben, ohne daß übrigens Angestellte und Publikum einander dabei zu Gesicht bekommen. Das Publikum hat längst aufgehört, bei etwa hunderttausend Mark Vermögen höchstens zehntausend in Industripapieren anzulegen, und in Folge des enormen Agio ist für zehntausend Mark ja auch nicht viel zu haben. Andere Aktien als solche, die von den Banken in der Hoffnung auf Gewinn auf Lager genommen sind, kann das Publikum nicht haben, und da die betreffenden Papiere nach und nach in die dritte und vierte Hand gekommen sind, werden die Emissionshäuser erst dann wieder hervortreten, wenn die Kurse erheblich gefallen sein werden. Einstweilen hätten sich unsere besseren Kommissionfirmen streng, irgend welche Rathschläge zu ertheilen. In den Fachkreisen haben die reichen Leute während der letzten zwei Jahre viel durch Konsortialbetheiligungen verdient, möchten sich aber auf neue Beteiligungen nicht mehr einlassen und doch alte, bewährte Freunde nicht verlegen. Man muß das Zueinandergreifen persönlicher und geschäftlicher Beziehungen auf diesem Gebiet kennen, um zu verstehen, daß Das manchmal schwer zu vereinigen ist.

Die Vermehrung der berliner Kursmakler ist kein Zeichen wachsenden Verkehrs, sondern nur Beweis dafür, daß die Zahl von Anfang an zu niedrig gegriffen war. Frankfurt, das doch unvergleichlich weniger bedeutet, hat ebenfalls siebenzig Kursmakler. Davon ist kaum ein Dupend sehr stark beschäftigt, zwei Dupend schlagen sich mittelmäßig durch, — und der Rest lebt von der Hand in den Mund. Anders in Berlin, das bei seinen vierzig Umfängen fast allen beedigten

Bermittlern reiche Einnahmequellen verschafft. Da sind auch achtzig noch nicht zu viel. Irrthümlich hat man diese Vermehrung mit den Schwierigkeiten in Zusammenhang gebracht, die sich wiederholt bei der ersten Kursfestsetzung für neue Papiere herausgestellt haben. Diese Schwierigkeiten werden sich aber immer wiederholen, so lange die berliner Börse an der zopfigen Vorschrift festhält, daß der erste Kurs um zwölf Uhr notirt sein muß. An anderen Plätzen giebt man ruhig die ganze offizielle Börsenzeit dafür frei und es sieht fast so aus, als ob die sonderbare Einrichtung ausgenützt würde, um das Publikum zappeln zu lassen. Aber die viel gerühmte berliner Intelligenz hindert nicht, daß auch andere höchst unpraktische Anordnungen an der dortigen Börse bestehen.

Der Geldstand ist zwar sehr leicht, aber es bedarf nur einer stärkeren Bewegung — wie neulich zum Beispiel in Bochumern — und gleich wird Geld gesucht. Unsere Banken abundant zu nennen, wäre eitel Schönfärberei. Noch immer schulden die Großinstitute bedeutende Beträge an die ausländische Finanz, die allerdings ohne Schwierigkeiten dreimonatlich prolongirt werden. In New-York wurden, als der Satz vorübergehend billiger geworden war, vier Prozent Zinsen bezahlt, dann wieder fünf Prozent. Von Paris nehmen deutsche Institute, die seit längerer Zeit eingeführt sind und über großes Aktienkapital verfügen, sogar unter Umgehung der Banken fortwährend Geld in Anspruch. Eines schönen Tages wird aber doch der Geldquell versiegen, nicht weil die Fremde nichts mehr herzugeben hätte, sondern weil unser Publikum der Kapitalserhöhungen ohne Ende überdrüssig sein wird. Das Kräutlein, das für den Umschlag der Gesamtstimmung, der dann eintreten wird, gewachsen wäre, soll noch gefunden werden. Jedenfalls wird der Börsentag, an dem sehr gute — aber auch sehr hoch notirte — Industrieaktien keinen Käufer mehr finden, alle Illusionen von heute begraben. Leider wollen vorläufig die meisten Leute aber nichts davon wissen, daß, wenn die Katastrophe einmal hereinbricht, die Verluste größer sein werden als aller vorher erzielte Nutzen.

Die Verhältnisse des Marktes für deutsche Anlagen sind wahrhaft erschreckend. Viele Monate schon währet die unnatürliche Zurückhaltung und noch ist kein Ende abzusehen. Dabei kann die ganze Tragweite der unseren Einzelstaaten, Provinzen und Städten daraus erwachsenden Kalamitäten nur von dem nächst Stehenden übersehen werden. Reiche Gemeinwesen, in denen eine kleine Schaar von Kapitalisten eben so viel Steuern aufbringt wie alle übrigen Einwohner zusammen, können ihre Obligationen nicht absetzen und sind auf den guten Willen und die böse Zinsberechnung der mit ihnen litten Banken angewiesen, weil man die Rückkehr zu einem höheren Zinstypus für ein Verbrechen am Gemeinwohl hält. Eine Heuchelei gebiert die andere! Und so betheiligen sich heute bei der Submission auf Stadtanleihen manche Firmen nur, wenn sie sicher sind, daß der angebotene Uebernahmekurs nicht angenommen werden wird. Damit kontrastiren denn seltsam die stolzen Zeitungsbefehle, die bei solchen Anleiheausschreiben ganze Kolonnen von Bewerbern aufmarschiren lassen. Würde sich eine Reihe deutscher Staaten und Städte entschließen können, resolut zu vierprozentigen Papieren überzugehen, so hätte man eine gute Rückzugslinie und zugleich die Aussicht, wieder dauernd höher verzinsliche Anlagepapiere zu erhalten. Es scheint aber, als ob man erst durch Schaden klug werden will. Pluto.

## Théâtre Antoine.

„Eine Bühne? . . . Nein, Das ist ein wirkliches Laboratorium. Graues, klinisches Tageslicht fällt durch das unverhüllte Glasfenster auf Tische und Repositorien. Neben den Batterien halbgefüllter Reagensgläser und mischfarbiger Chemikalienflaschen Stöße verschraubter Zeitschriften. Große Induktionsspulen und verzwickte Apparaturen — für Röntgenstrahlen? — sind versuchsweise aufgestellt. Ein erwachsener massiver Eisenofen — Fällsystem, amerikanisch — streckt seinen langen schwarzen Rohrarm an der Wand in die Höhe, ganz wie ein Dozent, der Formeln an die Tafel schreibt.“

Der Zuschauertraum ist halbbunzel. Auf den heißen Polsteresseln drängt und klemmt sich die schwarze Menge mit vorgestreckten Hälsen und fixen Augen. Die Luft schmeckt nach Suppe.

Eine scharfe Gelehrtenstimme schneidet durch den Saal. Mit langen Schritten, die Hände auf dem Rücken, durchmisst ein älterer Herr den Laboratoriumsraum und entwickelt katheedermäßig, abgerissen seine Ansichten: Leben, Seele, Fortbauer der Existenz, Alles vom Standpunkt des berufsgemäßen, abgeklärten Atheisten und mit einem Anflug von gequältem Idealismus.

Seine Expektorationen beantwortet respektvoll und skeptisch ein jüngerer Fachgenosse, der, auf der Kante des Arbeitstisches sitzend, den Bewegungen des Redenden mit den Blicken folgt. „Idolatrie des moribonds“ nennt er gelegentlich die idealistischen Rettungsversuche seines Freundes.

Das Publikum verliert kein Wort des abstrakten Dialoges. Man weiß, daß es sich um einen ernststen Fall handelt: Professor Donnat hat der Wissenschaft, dem neuen Idol der Zeit, ein Menschenopfer gebracht, da er Keime tödlicher Krankheit einer Patientin seines Hospitals einimpfte. Wohl wäre sie auch ohne die Impfung an der Schwindsucht gestorben — *experimentum fiat in corpore vili!* —, indessen ein Mord ist und bleibt eine strafbare Handlung. Die Justiz ist bereits auf der Spur und der Professor hat über Sein oder Nichtsein schlüssig zu werden. Jeder Augenblick kann die Katastrophe bringen.

Das Stück, von dem ich spreche, heißt „La nouvelle Idole“ und ist von François de Curel. Das Publikum, das die Räume des Théâtre Antoine zum Versehen füllt, besteht aus den Intellektuellen von Paris, die für fünf Francs ihr Bedürfnis nach Realismus und Wahrheit befriedigen. „Schon die offene Vorderseite stört mich,“ so sprach eine Dame mit unpassendem Gesicht; „man sollte die Vorgänge eigentlich nur in einem geschlossenen Zimmer und durch ein kleines Loch in der Wand betrachten. Es ist noch

immer keine richtige Natur.“ „Jawohl, die Natur...“, wiederholte der Gatte nachdenklich, „durch ein kleines Loch in der Wand...“

Die Szene war zu Ende. Der ältere Herr — Antoine selbst — hatte die transzendenten Fragen aufgestellt und sich entfernt. Eine Seitenthür hatte sich geöffnet und eine elegante Frau hereingelassen, die mit Aktlußbetonung die Pointe ins Publikum warf. Rideau.

Die Intellektuellen füllen die Couloirs und die abgetretenen Treppen des Theaters, wo man „Le Courier du Soir“, „La Presse“ und das übrige Nachtgeschrei der Boulevards vernimmt. In dem schlecht beleuchteten Foyer sitzen sie und spinnen die metaphysischen Gedankensäden fort. „Ach, das Jenseits, ma chère,“ sagte ein Fräulein von schöner, männlicher Erscheinung, „das Jenseits hat niemals existirt. Es ist die selbe Sache wie mit dem Storch. Und was die Seele betrifft, die wir im Busen tragen, die besteht aus Kohlenäure und Stickstoff.“ „Sie irren, ma chère,“ erwiderte die Andere, „wir tragen gar keine Seele in unserem Busen.“

Wem sind nicht schon die Wechselbeziehungen aufgefallen, die in großstädtischen Theatern zwischen der Beschaffenheit des Publikums und dem Genre der Darbietung bestehen? Große Oper: Provinz, Parvenus, Fremde. Bürgerliches Lustspiel: Beamtenfamilien, Professoren, Pensionäre. Modernes Drama: Ladenbesitzer, Spekulanten, Juden. Klassische Tragödie: Gymnasiasten, Kommiss. Und so fort durch alle Repertoire und Stände. Diese Beziehungen haben nichts Geheimnisvolles: Pomp, Biedermeierei, Laskivität und Neuerungslust; ja, selbst Stelzen und Kothurn haben ihre gesellschaftlichen Korrelate. Was aber, um Alles in der Welt, hat dieses ultra-bourgeoise Antoinepublikum mit modernsten Problemen, psychologischen Listelien, philosophischen Spitzindigkeiten zu schaffen, — kurz: mit dem ganzen Apparat raffinirter Uebermorgenkunst? Diese Comptoirdamen und Bürgerväter mit den Gesichtern schlechter Zahler, diese Jungfrauen mit langen Klavierfingern, diese Jünglinge mit Spargelphysiognomien: sie wären Frankreichs erleuchteteste Kunstkenner? Dies der Areopag, vor dessen Schranken ohne Appell und Revision die Talente von heute und morgen Urtheil und Recht empfangen? Nein, Geistesfürsten sind diese Leutchen nicht, die in den Räumen des naturalistischen Schauspielhauses die Gemüße nachkosten, die Françoise und Gerboise zuerst bereitet haben. Nicht Fürsten des Geistes, nicht des Willens, nicht der Phantasie. Triste Figuren, bei denen das öde Organ des Zukunftsmenschen hypertrophisch sich zu entwickeln beginnt: es sind die berühmten, berüchtigten intellectuels.

---

Ein paar Duzend Häuser boulevardaufwärts — nach der vornehmen Seite zu — wird allabendlich „La dame de chez Maxim“ auf-

geführt, ein munteres, aber lazzives und libidinöses Stüd. Razim ist ein nicht unbekanntes Nachtrestaurant; es liegt in der Rue Royale auf der rechten Seite, kurz vor dem Konfordinplatz. (Man komme, wenn überhaupt, nicht vor ein Uhr. Jägersche Normalkleidung, Lodenhut und Radmantel nicht zu empfehlen!) Das Théâtre des Nouveautés erzittert unter Paroxysmen des Lachens. Die Courtesanen zerbeißen ihre Spizenmouchoirs, die Damen der Welt verbergen sich hinter ihren Fächern, das Parterre windet sich in Konvulsionen. Die Brillanten blinzeln wie helle Thränen, von den Lustres und Girandolen rieselt das heiterste Kerzenlicht über blühende Schultern und duftendes Haar und sigelt das matte Inkarnat mit seidnen Reflexen. Das mondaine Paris amuset sich „à gorge déployée“.

Mit der Unsterblichkeit der Seele hat dieses Stüd durchaus nichts zu schaffen und wissenschaftliche Fragen werden darin nicht erörtert. Es handelt ausschließlich von Dingen, die man schon zu des Aristophanes Zeiten nicht ungern auf der Bühne sah. Manche Leute finden das Stüd geistlos und die Späße albern; aber Niemand leugnet, daß sich Alles in der Schweite der Zuhörer bewegt. Und so empfindet dieses äußerlich auserlesene, innerlich inferiore Publikum, das sich niemals umsonst in Bewegung setzt, Sensationen, die seine Diners und Five o'clock Teas ihm nicht gewähren können: es ist unterhalten, angeregt, ausgelassen, — und alle seine Empfindungen sind ehrlich.

Ehrlich sind die geistig Reichen und leiblich Armen vom Théâtre Antoine nicht. Sie sind Opfer. Weil es modern und fortschrittlich scheint und weil ein Literaturprofessor und ein Feuilletonredakteur dafür Propaganda machen, fühlt man den Drang, von Pult und Nähmaschine sich wegzustehlen und die kargen Erholungstunden dem Idol der neuen Kunst zu widmen. Als Fahneneträger modernster Geistescampagnen vergift man die bescheidene Lebensstellung; man fühlt sich vom bloßen Mitbürger zum opponirenden Neuerer, zum Kämpfer avancirt. Aber das Idol lohnt mit Undank. Die Strahlen der Wissenschaftlichkeit sind kalt; die feinen Verfliegenheiten und Nervenspiele der letzten Kunst sind keine Offenbarungen. Man unterhält sich schlecht und muß theilnehmend scheinen; man soll bewundern und hat kaum begriffen. Da bleibt kein Ausweg, als sich an Nebendingen zu weiden, an naturalistischer Staffage, versteckter Melodramatik und unversteckten Brutalitäten. Suggestion, Heuchelei und Lüge schließen den Zauberreigen und krönen den Intellekt als Massensymbol.

Und wie viel beklagenswerther ist die Kunst selbst! Sie muß sich gefallen lassen, daß jede neue Regung von der Spekulation einer kümmerlichen Gefolgschaft aufgegriffen wird. Muß sie es wirklich? Ist es ein Gesetz, daß den geistigen Anführer kein anderes Gefolge begleitet als die Horde der Angeführten? Muß es sein, daß bei jeder neuen Entwicklungsphase das Pro-

letariat des Geistes, der Kunstpöbel, seine Gräberrechte zur Geltung bringe? Mir scheint: einst war es anders. In jenen großen Blüthezeiten, die vergangen sind, gab es keine Lüge des Kunstempfindens. Der Künstler kannte kein anderes Publikum als sein Volk. Freilich schuf er damals in Abhängigkeit und Beschränkung und, wie man heute achselzuckend ihm nachsagt, als Auftragnehmer, als Handwerker. Ihm war es keine Schande, zur Ruhe den Blick, den Mund zum Volke zu wenden. Vielleicht danken wir es den Bierbauern und Schneidern von Eastcheap, daß Shakespeare heute als wirksamster Bühnendichter die Massen bewegt: was Jene ihm abzwangen und abzwachten, wird noch nach Jahrhunderten die Höhen und Tiefen seiner Werke dem Volksgeist erschließen. Der Genius allein hätte ihn nicht davor bewahrt, den Wärmern und Gelehrten zum Fraß zu fallen.

Die frivole Devise der letzten Jahre „L'art pour l'art“ hat Alles verdorben. Sie hat zwischen der Kunst und dem Volk die Brücken abgebrochen; sie hat das Volk als Narrenhaufen verschrien und das Publikum als Feind proklamirt. Ein einzelner genialer Mensch mag solchen Kampf unternehmen, denn an seinem Untergang ist nichts gelegen; die Kunst als Organismus darf dem Boden nicht entrisfen werden. Sie bedarf der Gegenkräfte, der Regennisse, der Privatheit... der Schrankenlosigkeit... *Эзодъ е' рмалуб' рта. е' рем..* großen Architekten, ob er Lust hat, Euch ein Idealschloß, ein Schloß an sich, zu entwerfen: er wird nicht einen Federzug thun, sofern Ihr nicht Land und Luft, Baugrund, Umgebung, Steinbrüche, vor Allem aber Zahl, Art, Sitte und Herkommen der Bewohner ihm nennen und schildern könnt. Unsere bedingungslose, schrankenlose Kunst taumelt zwischen allen Extremen, sie ist ein Spielzeug der Launen, der Hysterie, der Mode, — nicht anders als Konfektionswaare und Frauenhüte. Die Kunst bedarf der Schranken; und ihre vornehmste Schranke ist das Volk und dessen natürlicher Geschmack.

Zu dem Volk müssen wir zurück, zu diesem großen, heiläugigen Burschen, der so viel Herz, Verstand, Phantasie und Geschmack hat, ja: guten und schlechten — er reicht von Adolf Ernst bis zur Neunten Symphonie —, und sich noch jedesmal zurechtgefunden hat. Den selben Haufen von Menschen kannst Du durch ein großes Wort begeistern, durch eine Melodie rühren, durch eine Fahne entflammen, durch eine Zweideutigkeit lüstern machen, durch eine Schweinerei zum Redern bringen, wenn Du nur den Willen und die Kraft hast, den Bogen seiner Leidenschaften zu spannen. Darum ist es eben so verbrecherisch, die schlechten Instinkte der Massen zu kiegeln, wie es thöricht ist, an ihren guten Instinkten zu verzweifeln. Wenig wird der Erzieher erreichen, der seinem Schüler ins Gesicht lacht und ihm beständig seine Beschränktheit vorwirft, — nach Art der Propheten der Künstlerkunst.

Künstlerkunst, Zünftlerkunst, Pretiosenthum und Konventikerei haben

im Lauf der Jahrhunderte mehr als einmal geblüht, ja selbst Früchte getragen, die die Zeiten überdauern. So erinnern wir uns gern und mit historischem Behagen der Meisterfinger, der schlesischen Dichter, der französischen Höflingskunst, der Anakreontiker. Und doch erscheinen alle Diese wie Volkskünstler und Naturpoeten, wenn man sie unserer esoterischen, weltfremden Vertiefenheit und Exzentrizität vergleicht. Auch haben zu jeder Zeit künftliche und mißrathene Kunstzeugnisse das Unbehagen der Empfangenden erregt; neu und unserer Zeit vorbehalten aber ist das Schamgefühl, das heute sich solchem Mißvergönnen paart: nämlich sich als Mitschuldigen und Mitverrückten des forcirten Talentes zu betrachten und betrachten zu lassen. „Ich werde diese Kunstzeitschrift abbestellen“, so hörte ich einen gescheuten Mann und scharfen Beobachter sagen, „trotzdem ich manche Vorzüge in ihr anerkenne. Aber ich kann mich weder dazu bequemen, meinen Schreibtisch zu verschließen, noch dazu, den Respekt meiner Diensthoten aufs Spiel zu setzen.“

Zurück zum Volk! Von den großen Erregenschaften der neuen Kunst giebt es keine, die, im Rahmen eines bedeutenden Werkes geboten, die Fassungsgröße normaler Menschen überstiege. Studien freilich und Experimente, die man heute unter Glas und in bunten Prozedurdeckeln feilbietet, werden schwerlich die Massen begeistern. Mögen Künstler immerhin solche Kleinigkeiten als Manuskripte und Skizzen austauschen und mit der Etikette „L'art pour l'art“ belegen: das Volk hat das Recht, ganze Kunstwerke zu verlangen; es geizt nicht nach der Ehre des Dilettantismus und der Mitwisserei von Werkstättengeheimnissen. Mit Halbwerken und Kunstcuriositäten züchtet man ein künstliches Publikum, „eine Gemeinde“, wie die Feuilletonsprache stammelt („die Schulzgemeinde stammte vor heller Begeisterung“, oder „die Cohngemeinde vereinte sich zu weihöflicher Feier“), — eine Herde von Vielwissern, Suggestirten, Bildungsimpeln, Intellektuellen.

Die Zuschauer des Théâtre Antoine haben sich wiederum gesammelt, um den dritten Akt zu genießen, freilich mit gestörter Andacht. Die Abendblätter befriedigten nicht: die „Affaire“ stinkt und die erwarteten Uebersetzungen sind ausgeblieben. Man merkt allgemach, daß das Stück nicht amusant ist. Man versteht nicht recht, warum der Professor sich nachträglich selbst mit seinen Giften infizirt hat. Man hört theilnahmelos den langen Auseinandersetzungen zu, die er mit seiner uninteressanten Gattin führt. Da erscheint das Opfer, Schwester Antoinette; und mit ihr erwacht die Spannung, denn sie ist jung und hübsch. Antoinette ist geheilt, nicht durch ärztliche Kunst, sondern durch eine kleine Brunnentur mit Wunderwasser von Lourdes. Sie fühlt sich gesund wie ein Bauernmädch; nur ein kleiner rother Fleck an der Brust will nicht vergehen: die Infektion schreitet vor.

Damit ist der wissenschaftliche Mord Donnats, der bis dahin ein theoretischer Fall, ein Problem, war, zur brutalen Wirklichkeit geworden. Aber nicht genug der Sensation: Antoinette kennt das Martyrium, das ihr auferlegt ist. Sie war nicht bewußtlos, als der Professor seine verhängnißvolle Glas- spritze ansetzte, sie weiß, was ihr bevorsteht, und ist bereit, ihr Kreuz freudig zu tragen. Nicht aus Wissensdrang, nicht aus Eitelkeit. Was sie zur Heldin macht, ist Glaube und Entfagung: „Jésus-Christ a été crucifié pour le genre humain et je regarde comme un honneur d'être traité un peu comme lui . . .“ Das alte und neue Idol stehen einander gegenüber, — und ich gebe zu rathen, welches von beiden den Kürzeren zieht. Alle Welt ist gerührt, Publikum, Verfasser und Professor Donnat, der beim Fallen des Vorhanges so sichtbar von tausend Zweifeln gequält wird, daß seine Bekehrung nur noch eine Frage der Zeit scheint.

Die braven Acteurs, die der Beifall vor die Rampe lockt, sind sich bewußt, daß nicht ihnen allein die Ehre des Abends gilt. Auch der wunderthätigen Bernadette von Lourdes gebührt ein Theil des Ruhmes. In der diskreten Form, die François de Curel beherrscht, läßt selbst der verstoßte Rationalismus sich eine Dosis Gläubigkeit gefallen, freilich ohne sich verpflichtet zu fühlen. Man verläßt das Haus und diskutirt, während man in der Kühle der Nacht dem heimischen Omnibus entgegen wandelt, die Ereignisse des Abends mit großen Gesten. Man hat philosophische Reden vernommen und über aktuelle medizinische Fragen nachgedacht; man hat mit weltmännischer Periflage das Gebiet der Wissenschaft betreten und mit feinem Lächeln die Erfolge des Glaubens anerkannt; man hat dem neuen Idol geopfert und dem alten seine Reverenz gemacht. Alles in Allem ein profitabler Genuß und eine besriedigende Geistesbilanz.

. . . Mit ausführlichen Darlegungen über die politische Bedeutung des Intellektualismus in Frankreich möchte ich diese flüchtige Wiedergabe eines Theaterindrucks nicht beschweren. In einem Augenblick, der tausend Seifenblasen thörichter Illusionen und patriotischer Vergötterung zerflattern läßt, ist leicht zu durchschauen, warum abermals, wie vor hundert Jahren, die grinsende Vernunft den Thron besteigen mußte. Es giebt eben Illusionen, die wohlthätiger und heilsamer sind als die Wahrheit selbst. Und die Leute, die jetzt der ältlichen Dame France die Schminke vom Antlitz fragen und die Perücke vom Haupt zerren, machen ihr Land nicht besser, nicht gesünder und nicht glücklicher. Die Wahrheit verschmäht es zuweilen nicht, von höchst fragwürdiger Gefolgschaft sich zum Siege geleiten zu lassen. Auch diesmal muß sie triumphiren: aber wehe den Besiegten, wenn die Marodeure des Intellektes das Land überziehen, um die Beute einzutreiben.